

Slawentheorie und Kolonisationshypothese

*Irrtum und Konstruktion**

Prof. Walther Steller, Kiel

Die gegenwärtige Geschichtswissenschaft, wie sie derzeit an den deutschen Universitäten und dementsprechend auch in unseren Schulen gelehrt wird, vertritt die Ansicht, daß der ostelbische, ostdeutsche Raum von „Wenden“ oder „Slawen“ bewohnt gewesen und daß dieser Raum sodann in der Zeit vom 10. bis 12. (oder 11. bis 13.) Jahrhundert von den „Deutschen“ „kolonisiert“ worden sei.

Um einer der jüngsten, für diese heute noch überwiegend als gültig angesehene wissenschaftliche Meinung kennzeichnende Formulierung hier wiederzugeben, zitiere ich aus dem Katalog der Ausstellung „Deutsche Kultur im Osten“, die das Städtische Museum in Wiesbaden unter dem Protektorat des Hessischen Ministers für Erziehung und Volksbildung in der Zeit vom 5. März bis zum 31. Dezember 1960 veranstaltete. In dem Kapitel „Zur Geschichte der Ostsiedlung“ (dieses Wort löste in den letzten Jahren das Wort „Kolonisation“ ab, ohne aber den Vorgang als solchen irgendwie in Frage zu stellen) heißt es auf Seite 19: „Um das Jahr 800 hatten die Slawen, die nach der Völkerwanderung die vordem germanisch besiedelten Gebiete Mitteleuropas besetzten, ihre westliche Grenze erreicht. Diese Grenze verlief von Kiel bis zur Elbe und westlich der Elbe und Saale zum Böhmerwald.“

Eine Überprüfung dieser Ansicht erweist sie als Irrtum. Aufgabe dieser Zeilen soll es sein, Methode und Ergebnis einer wissenschaftlichen Untersuchung darzulegen, die zur Aufdeckung dieser Fehlleistung und ihrer quellengemäßen Berichtigung beitrug. Es ist jedoch nicht zu verkennen, daß diese Geschichtsauffassung in den Beziehungen der in Mittel-Osteuropa wohnenden Menschen vielfältigst wirksam wurde. Eine irrige Übersetzung mittelalterlicher Quellentexte führte zu einer falschen Anschauung, und diese zu bedenklichen politischen Folgerungen. Auf der Ansicht von dem angeblich „slawischen“ ostelbischen Raum, einschließlich Ost-Holstein, und darüber hinaus der angeblich „slawischen“ hannöverschen „Wend“lande und des „slawischen“ oder „wendischen“ Oberfranken wurden machtpolitische Maßnahmen in jüngster Vergangenheit getroffen oder diese zu rechtfertigen gesucht. Nun aber, nachdem Polen die deutschen Ostgebiete bis zur Oder und Neiße als sogenannte „wiedergewonnene slawische Westgebiete“ usurpierte, obschon sie seinerzeit nur unter „polnische Verwaltung gestellt“ wurden, trägt die polnische Propaganda unter

* *Vorbemerkung:* Einer guten wissenschaftlichen Gepflogenheit entsprechend, geben wir dem Autor Raum, um seine Argumente in einer Kontroverse darzulegen, die seit längerem um seine Thesen entbrannt ist. Daß damit keine Stellungnahme unsererseits ausgesprochen wird, ist selbstverständlich.

Die Schriftleitung

panslawistischen Vorzeichen ihre Ansprüche bereits bis zur Elbe vor. Auch diese Forderungen werden veranlaßt und begründet mit der Anschauung, daß diese ostelbisch-ostdeutschen Gebiete früher angeblich „slawisch“ gewesen seien. Die folgenden Ausführungen wollen in Kürze aufzeigen, wie die Wissenschaft zu dieser irrigen Auffassung gelangte. Es handelt sich zunächst um eine Fehlübersetzung und Fehlinterpretation der mittelalterlichen Quellenworte „*slavi*“ und „Wenden“.

I. Slawentheorie: Das Wort „Slawen“, wofür auch das Wort „Wenden“ — mit Variationen — steht, meint in unserem heutigen Sprachgebrauch einen völkischen Gegensatz und zwar zum Deutschen oder, wie es dem obigen Zitat zu entnehmen ist, zum Germanischen.

Mit den „Variationen“ meine ich gewisse Unterschiedlichkeiten im Wortgebrauch, deren Unstimmigkeit aber anscheinend gar nicht mehr im Bewußtsein wissenschaftlicher Nomenklatur liegt. Man spricht z. B. von dem „slawischen“ oder „wendischen“ Lübeck — sein Gründer trägt den Namen Heinrich —, das vor der „deutschen“ Stadt gewesen sei, die von eben einem Heinrich, zubenannt „dem Löwen“, gegründet wurde. Wir befinden uns hierbei in Ost-Holstein, das ja bis zur Linie Ostufer Kiel bis Lauenburg angeblich auch „slawisch“ gewesen sein soll. Wir sprechen von den hannöverschen „Wend“landen westlich der Elbe, und für gewisse Gegenden Oberfrankens wird eine frühere „wendische“ oder „slawische“ Besiedlung oder Bevölkerung angenommen. Sodann wird von den „Wenden“ als einem „besonderen Stamm der Slawen“ gesprochen; ihre Lokalisierung in den beiden Lausitzen und im Spreewald ist allgemein bekannt, obschon die dortigen Bewohner sich nicht so nennen.

Schon diese Unterschiedlichkeiten bezeugen eine Unsicherheit im Wortgebrauch und erwecken Bedenken. Auch die zeitliche Bestimmung des angeblichen Vorganges, daß die „vordem germanisch besiedelten Gebiete“ „von Slawen besetzt“ wurden und diese angeblich „um 800“ (siehe das obige Zitat) bis Ost-Holstein vordrangen, ist nicht einhellig, sondern wechselt in der Jahrhundertangabe, die z. B. in der 1952 im Verlag Westermann herausgegebenen Karte von Ostdeutschland mit dem 5. Jahrhundert bestimmt wird. Auf der entsprechenden Karte in „Deutsche Heimat im Osten“, herausgegeben von Karl Pagel, Berlin 1951, — dieses Buch ist eine Zusammenstellung und Auswertung der ebenso betitelten Ausstellung, die das „Ministerium für Gesamtdeutsche Angelegenheiten“ in jenen Jahren veranstaltete, — wird die zeitliche Angabe der in Übereinstimmung mit dem Wiesbadener Katalog von 1961 angegebenen westlichen Ausbreitungsgrenze der „Slawen“ mit dem „7.—9. Jahrhundert n. Chr.“ angegeben und ihre Berührungszone mit den „Westgermanen“ durch die Beschriftung „Westslawen (Wenden)“ gekennzeichnet¹.

Der hier nur in wenigen Beispielen angemerkte Sachverhalt, den Wortgebrauch und die Zeitbestimmung in den wissenschaftlichen Darstellungen betreffend, zeigt

¹ La Baume, W., *Germanen, Slawen und Prussen in Ostdeutschland*. In „Deutsche Heimat im Osten“, hrsg. von Karl Pagel. Berlin 1951, S. 21.

eine auffällige Verschiedenheit, d. h. Unsicherheit. Diese Beobachtung veranlaßte mich, die Vorkommen dieser Namen „Slawen“ und „Wenden“ in ihrem Gebrauch im neueren wissenschaftlichen Schrifttum und in den mittelalterlichen Quellentexten zu untersuchen².

Es scheint für uns Heutige festzustehen, daß — abgesehen von den aufgezeigten Unstimmigkeiten — unter „Slawen“ und „Wenden“ dasselbe verstanden werden soll, und zwar die in das von Germanen angeblich leer gewordene Gebiet Ostdeutschlands eindringenden nicht-germanischen Völkerschaften, eben die „Slawen“ oder die „Wenden“, d. h. wir verbinden mit diesen Worten eine dem Germanischen oder dem Deutschen gegenüber gegensätzliche völkische Kennzeichnung. Das aber erweist sich als ein Irrtum.

Unsere mittelalterlichen Quellentexte sind entweder lateinisch oder deutsch geschrieben.

Eine erste Durchsicht zeigte, daß die lateinischen Quellen des Mittelalters das Wort „sclaveni“, häufiger in der Kurzform „sclavi“, zeigen, wo die deutsch (plattdeutsch oder hochdeutsch) geschriebenen Chroniken an derselben Stelle der Berichte und in derselben Funktion syntaktischer und begrifflicher Zusammenhänge das Wort „Wenden“ gebrauchen, das Wort „Slawen“ aber nicht kennen. Damit ist eine Folgerung, wie „die Wenden sind ein Teil oder ein Hauptstamm der Slawen“ oder eine Beschriftung, wie „Wenden = Westslawen“ auf der oben zitierten Karte („Deutsche Heimat im Osten“, Seite 21) irrig. Vielmehr wird das Wort „sclavi“, Kurzform von „sclaveni“, der lateinisch geschriebenen mittelalterlichen Quellen im Gebrauch und Begriff in den deutsch geschriebenen Chroniken mit dem Wort „Wenden“ wiedergegeben.

Es handelt sich bei den lateinischen Quellen, um nur die wichtigsten zu nennen, die für die ostdeutsche Geschichtsbildung vorzugsweise in Betracht gezogen werden, um die „Vita Caroli“ Einhard's (9. Jahrh.), um die Kirchengeschichte des Adam von Bremen (11. Jahrh., 2. Hälfte), um die von ihr abhängige „Chronica Slavorum“ des Helmold von Bosau (12. Jahrh.) und um die Niederschriften des Thietmar von Merseburg (11. Jahrh., 1. Hälfte).

In ihnen finden sich die Belege für „sclavi“, „sclaveni“, während die plattdeutsch geschriebene Chronik der Stadt Lübeck des Franziskaner Lesemeisters Detmar an den entsprechenden Stellen das Wort „Wenden“ zeigt.

Überaus aufklärend ist das — Leipzig 1739 — herausgegebene Geschichtswerk von Westphalen „Monumenta inedita“. Es zeigt einen lateinischen Text nach der Bearbeitung von Marschalk (geb. 1460 oder 1470?, gest. 1525) mit der deutschen Übertragung von Schede (geb. 1615, gest. 1641). Hierin steht im deutschen Text das Wort „Wenden“ zur Wiedergabe des Textwortes „Vandali“ der lateinischen Vorlage.

² Steller, W., *Name und Begriff der Wenden* (Sclavi). Kiel 1959, S. 25, 217. Im folgenden abgekürzt zitiert als Steller, Ebda. — In diesem Buch weitere Belege, Deduktionen und Polemik.

Diese Übertragung stimmt mit den Beschriftungen der frühen Hansastädte überein, die zum „wendischen Quartier“ der Hansa mit dem Vorort Lübeck gerechnet werden. Die auf denselben Karten sich findende gelehrte lateinische Wiedergabe lautet: *urbs vandalica et hanseatica*³.

Damit ist bereits etwas über die Etymologie des Wortes „Wenden“ ausgesagt⁴. Diese steht in Übereinstimmung mit der Erklärung des tschechischen Gelehrten Lubor Niederle⁵ und wird erhärtet mit dem Hinweis auf den Landschaftsnamen Vendssyssel am Liimfjord, verdeutscht „Wendensitz“ als dem — von der Wissenschaft unbestrittenen — Herkunftsland der germanischen Wandalen⁶.

Der Versuch, auch für das Wort „*sclaveni*“, Kurzform „*sclavi*“, in den mittelalterlich-lateinischen Handschriften ältere Belege zu finden, stößt auf jene Jordanis-Stelle, die bekanntlich die drei Namen „*Venethi*, *Antes*, *Sclaveni*“ zusammenordnet, und diese seien, fügt er auf seinen „Völkerkatalog“ verweisend hinzu, „aus einem Stamm entsprossen“⁷.

Wenn somit hier gewisse Zusammenhänge der Herkunft oder der Etymologie⁸ erörtert wurden, so ist bisher noch nichts darüber ausgesagt, in welcher begrifflichen Verwendung diese Worte in den mittelalterlichen Dokumenten stehen, die für unsere Geschichtsauffassungen die Quelle bilden. Es ist eine weitere, überaus bemerkenswerte Feststellung, daß die Worte in den Quellen keinen völkischen Gegensatz erkennen lassen. Vielmehr finden sich in den Namen und anderem dieselben Gegebenheiten auf beiden Seiten, abgesehen von der Verschiedenheit der Religion.

Die „*Chronica Sclavorum*“ des Helmold von Bosau⁹ ist, wie er schreibt, eine Darstellung der „*conversio sclavorum*“ oder der „*conversio Sclavicae gentis*“, d. h. eine Darstellung der Bekehrung der von ihm als „*sclavi*“ bezeichneten, bis dahin

³ Steller, *Ebda*, S. 156 f.

⁴ Steller, *Ebda*, S. 117 ff.

⁵ Niederle, L., *Manuel de l'antiquité slave*, Paris 1923, S. 233. — Steller, *Ebda*, S. 122, 134.

⁶ Reeb, W., *Tacitus Germania*. Leipzig, Berlin 1930, S. 173. — Engel, C., *Die ostgermanischen Stämme in Ostdeutschland und das Gotenreich in Osteuropa*. In „*Deutsche Ostforschung*“, hrsg. von H. Aubin usw. Leipzig 1942, S. 142 bis 144. — Schwarz, E., *Goten, Nordgermanen, Angelsachsen. Studien zur Ausgliederung der germanischen Sprachen*. Bern, München 1951, S. 175 bis 178, 185. — Gutenbrunner, S., *Die Herkunft und Ausbreitung der Dänen*. In „*Völker und Stämme Südschleswigs im frühen Mittelalter*“. Gottorfer Schriften Bd. I. Schleswig 1952, S. 112, 113, Abb. 22; S. 114, 121, 173, 175. — Gyldendals *Verdensatlas*. Kopenhagen 1951, Karte 10 — 11 — 12. — Andree, *Allgemeiner Handatlas*, hrsg. von A. Scobel. Bielefeld, Leipzig 1912. — Steller, *Ebd.*, S. 134 bis 137.

⁷ Jordanis, *De origine actibusque Getarum*, hrsg. von Theodor Mommsen. In „*Monumenta Germaniae historicae*“. Berlin 1882, S. 53 f. — Steller, *Ebda*, S. 74, 75, 172.

⁸ Steller, *Ebda*, S. 50 bis 62: „*Veneti* = ‚Wenden‘“; S. 117 bis 138: „Etymologie des Wortes ‚Wenden‘“.

⁹ Helmoldi p. *Chronica Sclavorum*. In „*Scriptores Rerum Germanicarum*“, hrsg. von Pertz. Hannover 1868. — *Helmolds Chronik der Slaven*, nach der Ausgabe der *Monumenta Germaniae* übersetzt von J. C. M. Laurent und W. Wattenbach, 3. Aufl. von B. Schmeidler. Leipzig 1910. — Steller, *Ebda*, S. 169 f., 180, 181, 194, 195, 196, 200, 201, 202, 209.

noch im Heidentum beharrenden Bewohner. Das große Anliegen jener Jahrhunderte ist die Christianisierung. Nachdem aus den Anfängen im Westen und Süden des mitteleuropäisch-germanischen Raumes in Franken und Hessen (Hersfeld und Fulda) im 8. und 9. Jahrhundert weitere Fortschritte erzielt wurden, wird nach mehr als dreißigjährigem Kampf die Christianisierung im niederdeutschen Raum durchgesetzt. Karl der Große erreicht darüber das Ende seiner Lebens- und Regierungszeit. Mit seinem Tode aber erlahmt die vorgetragene Kraft der Missionierung. Von Norden droht der Däne, und so kommt der Fortgang der Missionierung an der Elbe und Saale zunächst zum Stehen und im Gebiet nördlich der Elbe an der Linie Lauenburg bis zum Ostufer der Kieler Förde, einer Linie, die wegen der Vorstöße der noch unbekehrt Gebliebenen sodann befestigt wird, dem „Limes Saxoniae“. Der „sächsische Limes“ ist in diesem Zusammenhang keine stammeskundliche Bezeichnung, sondern nach der Bekehrung der Sachsen Widukinds — heute das Gebiet Niedersachsen und Westfalen — wird die Bezeichnung „Sachsen“ als Appellativum für die Christianisierten dieses Raumes gebraucht. So werden unter den „nordalbingischen Sachsen“, d. h. den nördlich der Elbe wohnenden „Sachsen“ die stammesmäßig als Thietmarsen, Holsten und Stormarn bezeichneten Bewohner gekennzeichnet, nachdem sie das Christentum angenommen haben. Von einem „vierten Stamm der Sachsen“¹⁰ hier zu sprechen, ist eine völlige Verkennung der historischen Überlieferung.

Diesen Christianisierten des west- und niederdeutschen Raumes stehen die Nicht-Christen gegenüber, nach der Bezeichnung der mittelalterlichen lateinischen Quellen die „*slavi*“, nach den deutsch geschriebenen Chroniken die „Wenden“. Die hannöverschen „Wend“lande tragen ihren Namen von den gegen die neuen Gewalten immer wieder aufflackernden Aufständen, die nach dem Tode Karls gerade in diesen Gegenden Jahrzehnte hindurch besonders hartnäckig waren.

Es war hierbei nicht so sehr die neue Lehre, die zum Aufbegehren führte, war doch gerade der germanische Mensch in manchem durch seine ethische Haltung zur Annahme des Christentums besonders befähigt, wie Gertrud Bäumer¹¹ es betonte, sondern es ist die steuerliche Auflage des „Zehnten“, die dem Freiheitsmeinen jener Menschen zuwiderlief und zum Widerspruch herausforderte. Von den noch nicht Bekehrten wird der „Zehnte“ nicht erhoben. Dafür gibt das „Ratzeburger Zehntenregister von 1230“ einen deutlichen Beleg: *Slavi sunt, nullum beneficium est*¹². Auch die im Museum der alten Stiftskirche zu Hersfeld gezeigten Karten lassen diese Zustände eines fortschreitenden Übergangs lebensvoll erkennen. Dem Kloster Hersfeld sind Gebiete Thüringens als weiterer Missionsauftrag zugewiesen, und die Karten kennzeichnen durch farbige Unterschiede die Gebiete, die innerhalb bestimm-

¹⁰ Jenkis, A., *Probleme der nordalbingischen Standesgliederung*. In „Zeitschrift der Gesellschaft für Schleswig-Holsteinische Geschichte“, hrsg. von Olaf Klose, Bd. 82, Neumünster 1958, S. 11 f. — Steller, *Ebda*, S. 193.

¹¹ Bäumer, G., *Der ritterliche Mensch*. Berlin 1941, S. 30 f.

¹² Steller, *Ebda*, S. 277.

ter zeitlichen Grenzen im Einflußbereich des Klosters stehen und zwar unterschieden in solche, die noch ohne Zehntenabgabe sind und solche Gebiete, in denen sich die neue, klerikal bestimmte Autorität auch verwaltungstechnisch durchgesetzt hat.

Die Zeit des 10. Jahrhunderts vollendete im ganzen die Christianisierung des westelbischen Raumes, der nun als neue Aufgabe die Missionierung des ostelbischen „Germaniens“, wie Einhard¹³ es nennt, vor sich sieht.

Thietmar von Merseburg, dessen Niederschrift in der ersten Hälfte des 11. Jahrhunderts liegt, betont, daß er „folgendes für die Ungelehrten und besonders für die Slaven“ — so schreiben die neuzeitlichen Übersetzer der mittelalterlich-lateinischen Vorlage —, „sage, welche glauben, daß mit dem Tode alles vorbei sei“. Man beachte den christlich-theologischen Inhalt des Nachsatzes, dessen Nichtkennen eben die Ungläubigen kennzeichnet, die „sclavi“ der lateinischen Vorlage: „... inlitteratis et maxime Sclavis, qui cum morte temporali omnia putant finiri...“. Auch der weitere Zusatz, daß sie zu bekehren seien, bezeugt ihr Heidentum: „haec loquor, certitudinem resurrectionis et pro qualitate meriti futurae remunerationis firmiter indicens, cunctis fidelibus“¹⁴.

Es sei kurz auf die Entstehung und Begrifflichkeit des Wortes „deutsch“ hingewiesen, das — unter bestimmten Bedingungen — das Wort „germanisch“ ablöst¹⁵. Die Vermischung beider Worte und ihre nicht genügende begriffliche Unterscheidung hat ebenfalls ihren Teil zu der konfusen deutschen Geschichtsschreibung beigetragen, wie wir sie bis in die jüngste Zeit — ich denke etwa an die Arbeiten Gause¹⁶ u. a. — zu lesen bekommen.

Karl gründet auf dem Volksboden seiner links- und rechtsrheinischen Franken und unter Zunahme des bayrischen und alemannischen Anteils, wozu auch bald die Langobarden Oberitaliens kommen, sein Reich. Es ist nach den Vorstufen irischer Mönchs- und angelsächsischer Bischofsmission (Winfried-Bonifatius) dem Papsttum durch die Organisation der fränkischen Bischofskirche verbunden. Die fränkischen Klöster werden, in ihrer Arbeit gemäß der Regel des heiligen Benedikt ausgerichtet, zu den Bildungszentren des fränkischen Reiches, das gleichermaßen den Westen bis zu den Pyrenäen und Ostfrancien bis zur Elbe umfaßt und — nach dem dreißigjährigen

¹³ Einhard, *Kaiser Karls Leben*, hrsg. von Abel — Wattenbach. In „Geschichtsschreiber der deutschen Vorzeit“. Leipzig o. J. — Einhardi, *Vita Caroli Magni*, In „Scriptores Rerum Germanicarum“, hrsg. von Pertz — Waitz. Hannover, Leipzig 1905. — Steller, *Ebda*, S. 118, 189.

¹⁴ Thietmari *Merseburgensis episcopi Chronicon*, hrsg. von J. M. Lappenbergh und F. Kurze. Hannover 1889, S. 10; zitiert als Kurze Thietmari Chronicon. — Die Chronik des Thietmar von Merseburg, übersetzt von M. Laurent, J. Strebitzki, W. Wattenbach. In „Geschichtsschreiber der deutschen Vorzeit“. Leipzig o. J., S. 15; zitiert als Wattenbach Thietmar. — Steller, *Ebda*, S. 202 ff.

¹⁵ Rosenstock, E., *Unser Volksname Deutsch und die Aufhebung des Herzogtums Bayern*. In „Mitteilungen der Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde“, Bd. XXIX. Breslau 1926, S. 1 f. — Weisgerber, L., *Der Sinn des Wortes „Deutsch“*. Göttingen 1949. — Steller, *Ebda*, S. 119 f.

¹⁶ Gause, F., *Die mittelalterliche Ostsiedlung*. Göttingen o. J. —

Unterwerfungs- und Bekehrungskrieg gegen die Sachsen — von der Adria bis zur Nordsee reicht.

Dieses Reich Karls des Großen, nach Wort und Begriff seiner Zeit „Francien“, steht in engster Verbindung mit England und Italien, die in der fortgeschrittenen Form der Christianisierung und der klerikalen Organisation vorbildhaft und gebend auf die germanische Mitte des europäischen Festlandes einwirken. Das große Anliegen jener Zeit des 8. und 9. Jahrhunderts ist die Bekehrung der heidnischen westelbischen Germanen, der Hessen, Thüringer, sodann der Friesen (Tod des Bonifatius 754 n. Chr.) und der Niedersachsen, einschließlich Westfalen.

Nach der Reichsteilung von Verdun (843) entwickelt sich der Westflügel der einstmaligen Karlingischen Reichseinheit zum „französischen Frankenreich“, der Ostflügel entwickelt den Begriff „deutsch“. Zunächst bereits gegen Ende des 8. Jahrhunderts auf dem Boden der Rechtssprache gebraucht und sodann im übermundartlichen Geltungsbereich des „Fränkischen“ als der Sprache des Heeres, des Hofes und der Beamtenschaft herausgebildet und literarisch gefestigt durch das Werk Otfrieds von Weissenburg (9. Jahrh.), wird das Wort sodann zur politischen Kennzeichnung der Zugehörigkeit zum Ostreich, Ostfranken, verwendet. So bereits unter dem ersten Herrscher Ostfranciens Ludwig (843—876), deshalb zubenannt „der Deutsche“.

Der Begriff „deutsch“ des 9. Jahrhunderts ist an bestimmte Voraussetzungen geknüpft: er bedeutet eine bestimmte Durchwirkung des Geistes mit dem Gut des Christentums, dessen Vermittlung an die Geistigkeit der antiken Bildungsgüter gebunden war. Gebend für den ostfränkisch-deutschen Raum wurde hierbei vor allem das Bildungszentrum Fulda. In ihm wirkte der Geist des Mönchs Otfried, um diesen Begriff „deutsch“ in christlicher Prägung zu formen.

Mit diesem Begriffsinhalt tritt nun das Wort „deutsch“ und seine damaligen verschiedenartigen lateinischen Wiedergaben in Gegensatz zu dem Begriffsinhalt der Worte „sclavi“ der lateinisch, „Wenden“ der deutsch geschriebenen Urkundentexte. Der begriffliche Gegensatz beruht im Religiösen, wie aus den dokumentarischen Belegen deutlich hervorgeht.

Bei Thietmar, dessen Angaben wir hierfür bereits nutzen konnten, erfahren wir weiter, daß die im Bistum Brandenburg, einem Außenposten der damaligen Missionierung, verbliebene Geistlichkeit von den Heiden überfallen wird — „Sclavorum conspirata manus“ —; sie wird, da der Bischof und der Verteidiger Thiedrich mit seinen Kriegern geflohen sind, gefangengenommen. Das Grab des Bischofs Dodilo, der vor drei Jahren durch Erdrosselung den Märtyrertod erlitten hatte, wurde geschändet, und der Tote seiner priesterlichen Insignien beraubt. „Der ganze Schatz der Kirche ward verschleudert und viel Blut auf klägliche Weise vergossen. Statt Christus und seines Fischers, des ehrwürdigen Petrus, wurden wieder mancherlei Götzen voll teuflischer Ketzerei angebetet, und diese beweinswerte Veränderung nicht allein von den Heiden, sondern auch von Christen gepriesen.“ Auch hier ist nicht die Andeutung einer völkischen Differenziertheit zu finden, dagegen wird der Religions-

unterschied deutlich im Widerstand der durch das Wort „sclavi“ als Heiden Gekennzeichneten gegenüber den Christen, von denen nach dem Sieg der Heiden viele wieder am heidnischen Kult teilnehmen¹⁷.

Auch die folgende Episode, die bei Thietmar als Wundergeschichte berichtet wird, — ihre große Zahl ist für seinen Chronikstil charakteristisch — zeigt den religiösen Unterschied. Die heidnischen Obotriten dringen unter Mistui bis nach Hamburg und darüber hinaus vor. Daraufhin schwebten die Reliquien zum Himmel. Von Mistuwoi, wie der Name nun heißt, berichtet die Stelle, daß er darob wahnsinnig wird und, als er mit Weihwasser besprengt wird, mit den Worten „Sanctus me Laurentius incendit“ „elendiglich verschied“¹⁸. Der Vorstoß nach dem Westen ist aber diesmal nicht aufzuhalten, und so berichtet Thietmar, daß, als die Heiden weiter in das westelbische Land bis an die Tanger, einem linken Nebenfluß der Elbe, vordringen, „mehr als 30 Heerscharen zu Fuß und zu Roß zusammenkamen und trugen keine Scheu, um unter dem Panier ihrer Götter und dem Schalle der vorangetragenen Posaunen alles was noch übrig war, zu vernichten“¹⁸. „Desolatis tunc omnibus preda et incendio urbibus ac villis usque ad aquam, quae Tongera vocatur, convenerunt e Sclavis peditum ac equitum plus quam XXX legiones, quae sine aliqua lesione residua quaeque suorum auxilio deorum (tunc) devastare non dubitarent (tubinici precedentibus)¹⁸.“ Nirgends ist von einem völkischen Strukturunterschied die Rede. Diesem Heidenaufstand kann erst begegnet werden, nachdem sich der Erzbischof von Magdeburg, der Bischof von Halberstadt und die weltlichen Obrigkeiten Thiedrich, Ricdag, Hodo, Pinizo, Frithrich, Dudo und des Schreibers Vater Sigfrid mit anderen vereinigten, um nach Anhörung der Messe gegen „die ihnen entgegen kommenden Feinde“ vorzugehen und sie, wie es bei Thietmar heißt, „wunderbarerweise“ zu besiegen. Noch einmal wird in diesem Zusammenhang von Thietmar nachdrücklich auf das Heidentum der nun Besiegten hingewiesen: „Derelicti sunt, qui prius Deum spernere presumpserunt idolaque manufacta et prorsus inania creatori suo stulti preposuerunt¹⁹.“ In Übersetzung: „Verlassen sahen sich jetzt die vorher Gott zu verschmähen sich erfrecht, und ihrer Torheit Bilder, das eitle Werk ihrer Hände, ihrem Schöpfer vorgezogen hatten¹⁹.“

Auch der weitere Beleg bei Thietmar, den dieser den Quedlinburger Annalen als „Quelle“ entnommen hat, zeigt einwandfrei, daß das Wort *Sclavi* nicht „Slawen“ im heute gebrauchten Sinne, sondern im Sinne der noch nicht sich zum Christentum Bekennenden steht. „Multis bellorum asperitatibus Sclavos lacescere rex non desistit. Orientales quoque adversum se presumentes insurgere devicit. De occi-

¹⁷ Wattenbach, *Thietmar*, S. 76. — Kurze, *Thietmari Chronicon*, S. 58: „Omnis aeccliesie thesaurus distrahitur et sanguis mutorum miserabiliter effunditur. Vice Christus et piscatoris eiusdem venerabilis Petri varia demoniacae heresis cultura deinceps veneratur et flebilis haec mutacio non solum a gentilibus, verum etiam a christianis extollitur.“

¹⁸ Kurze, *Thietmari Chronicon*, S. 59. — Wattenbach, *Thietmar*, S. 77. — Steller, *Ebda*, S. 204.

¹⁹ Kurze, *Thietmari Chronicon*, S. 60. — Wattenbach, *Thietmar*, S. 78. — Steller, *Ebda*, S. 205.

dentali parte quam plures arma sepius commomoventes multosque depredantes, vi et arte is superare contendit²⁰."

Also: auch in Ost und West finden heidnische Revolten statt, und wenn es zunächst meine Meinung war, in dieser Belegstelle unter „Ost“ die Lande östlich der Elbe zu verstehen, so wird meine Ansicht, daß mit dem Wort „Sclavi“ Heiden und nicht „Slawen“ gemeint sind, noch bei weitem gestützt, wenn wir die Erklärung Wattenbachs zu „Orientales“ aufnehmen, der darunter „Ostsachsen“ verstanden wissen will. Mithin: nicht nur in Ost-, sondern sogar in Westsachsen erheben sich die abtrünnig Gewordenen, die „sclavi“ des lateinischen Quellentextes, die aber bisher in der Übersetzung eben als „Slawen“ erscheinen.

Gerade dieser Chronikbericht, der von den Kämpfen Ottos gegen die Aufstände der „Sclavi“ im Westlande seines Reiches Kunde gibt, zeigt einwandfrei, daß die „Sclavi“ nichts mit den von uns heute unter „Slawen“ verstandenen Völkerschaften zu tun haben, sondern die dem Heidentum noch anhängenden Bewohner sowohl Sachsens, mithin Westelbiens, als auch Ostelbiens bezeichnen.

Dieser Hinweis auf „Ostsachsen“ und das Beharren seiner Bewohner im Heidentum, die „Sclavi“ der lateinisch geschriebenen Quellen, hat zur Bezeichnung der hannöverschen „Wend“ lande geführt, da in den deutschen Chroniken das Wort und der Begriff „Sclavi“ = Heiden durch das Wort „Wenden“ wiedergegeben wurde.

Auch die gegen das links der Elbe gelegene, befestigte Arneburg geführten Kämpfe richten sich gegen den Erzbischof Giselher von Magdeburg, der von den Heiden überlistet wird, schwere Verluste seiner Abteilung erleidet, selbst aber entkommen kann, was mit einem Ovidischen Zitat (Fast. III, 416) quellenmäßig geschildert wird: „... qui curru venit, equo fugit alato, ex suis mortem evadentibus paucis²¹.“ In der Übersetzung: „Sofort entstand unter den beiderseitigen Kriegersleuten ein Kampf, dem der Erzbischof, der zu Wagen gekommen war, nur mit Mühe mit verhängtem Zügel zu Roß entrann, während von den Seinen nur wenige dem Tode entgingen²².“ Der übersetzte Bericht fährt dann fort: „Die siegreichen Slaven plünderten unangefochten die Erschlagenen am 2. Juli und bedauerten nur, daß ihnen der Erzbischof entgangen war²².“ „Sclavi victores preda interfectorum (VI. Nonas Julii) sine periculo pociuntur et archiepiscopum sic elabisse conqueruntur²¹.“

Auch im VI. Buch, wo von dem Wiederaufbau des zerstörten Arneburg und der Hinrichtung heidnischer Führer des Aufstandes: „Sclavis autem optimos ... cum caeteris fautoribus in Welereslevo laqueo suspendi precepit“, von den Zusammen-

²⁰ Kurze, *Thietmari Chronicon*, S. 69. — Wattenbach, *Thietmar*, S. 91: „Otto II. sucht die Slawen mit wiederholten Angriffen unaufhörlich heim. Auch die im Ostlande besiegte er, als sie einen Aufstand versuchten. Die im Westlande, die auch wiederholt die Waffen ergriffen und plünderten und raubten, war er gleichfalls mit List und Gewalt zu überwinden bemüht.“ — Steller, *Ebda*, S. 205.

²¹ Kurze, *Thietmari Chronicon*, S. 85. — Steller, *Ebda*, S. 206.

²² Wattenbach, *Thietmar*, S. 113. — Steller, *Ebda*, S. 206.

künften „cum Sclavis in Wiribeni iuxta Albim positam“²³“ die Rede ist und von dem Synodalgericht (1006) berichtet wird, das in Anwesenheit des Königs stattfindet, ist stets von dem religiösen Gegensatz die Rede. Das Synodalgericht — und schon, daß ein geistliches Gericht sich damit befaßt, zeigt, daß es sich um eine Angelegenheit der Religion handelt, — beschließt, „die, welche Gottes Gerechtigkeit verachteten, mit dem geistlichen Schwerte zu treffen“²³.“

Selbst wenn die „Sclavi“ genannten Truppen sich im Heeresgefolge des Königs befinden, kommt ihr Haß gegen das Christliche zum Ausbruch: „Ecclesia namque una, quae extra Metensem stabat civitatem, et congregatio ibidem serviens a Sclavis“²⁴.“ Auf dem Zuge nach Lothringen scheint den im Heeresgefolge des Königs gegen seine ungehorsamen Verwandten Thiedrich von Metz und Heinrich von Bayern befindlichen „Heiden“ sich eine gute Gelegenheit zu bieten, die vor der Stadt gelegene Kirche und ihre geistliche Bruderschaft zu plündern. Kurze²⁴ gibt als Anmerkung: „Liuticiis a rega contra rebellis ductis“, wie auch Wattenbach anmerkt: „Liutizen, welche im Dienste des Königs nach Lothringen ihm gefolgt sind“²⁵.“ Nun wird man zunächst geneigt sein, die Liutizen für „Slawen“ im heutigen Wortsinn zu halten. Das aber ist ein Irrtum. Bei Thietmar werden die Liutici mit den Redariern zusammen genannt. Diese aber nennen sich nach dem großen Heidentempel des Redegast — es ist ein rein germanischer Name — in der Stadt Reth(r)a. Der Name wiederholt sich auch im westfälischen Raum. Dieser Kultmittelpunkt kennt Losorakel und Pferdeverehrung, die mit den Berichten der Taciteischen ‚Germania‘ übereinstimmen, wie auch die Erwähnung ihrer dem germanischen Thing entsprechenden Regelung ihrer Angelegenheiten. Aber noch bis in jüngste Zeit hinein werden Arbeiten über angeblich „slawische“ Liutizenbünde verfertigt. Bei Adam von Bremen lesen wir sodann, daß die Liutizen zu den berühmtesten der Winulerstämme gehören, „qui olim dicti sunt Wandali“²⁶.“ Damit dürfte ihre Zugehörigkeit zu den germanischen Völkerschaften gesichert sein, wozu auch die sonst von ihnen überlieferten Eigenschaften übereinstimmen, ja überhaupt auf dieser Grundlage nur verstanden werden können. Ihr noch „heidnischer“ Zustand aber wird, gleichgültig, ob es sich um Vorkommen in Ost- und Westsachsen, am Rhein oder in Ostelbien handelt, als „Sclavi“ gekennzeichnet.

So wird auch der zur Zeit Adams von Bremen noch heidnisch verbliebene Teil „Germaniens“ als „Sclavania“ gekennzeichnet, und dieser Teil wird von ihm als die „reichste Provinz“: „amplissima Germaniae provincia“²⁶“ hervorgehoben. Wir werden uns dieses Urteil eines Quellentextes aus der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts merken müssen, wenn wir die heutige wissenschaftliche Ansicht untersuchen, die von dem in diesen Jahrhunderten menschenleeren Ostgebieten

²³ Kurze, *Thietmari Chronicon*, S. 150. — Wattenbach, *Thietmar*, S. 204. — Steller, *Ebda*, S. 206.

²⁴ Kurze, *Thietmari Chronicon*, S. 165. — Steller, *Ebda*, S. 206.

²⁵ Wattenbach, *Thietmar*, S. 226. — Steller, *Ebda*, S. 206.

spricht, die erst „kolonisiert“ werden mußten. Deutlicher noch wird es, wenn wir das Zitat vervollständigen. Es heißt bei Adam: „*Slavania igitur, amplissima Germaniae provincia, a Winulis incolitur, qui dicti sunt Wandali*“²⁶.“ Das würde nach der bisherigen „modernen“ Geschichtsauffassung einen völligen Widerspruch bedeuten, wird aber im Quellentext noch eingehender veranschaulicht, daß „dieses Land sehr reich an Waffen, Männern und Feldfrüchten sei“.

Die an dieser Stelle Adams erwähnten Wandalen, wie wir sie heute zu nennen pflegen und die uns aus den Texten des Plinius, des Tacitus u. a. als germanische Völkerschaften des ostelbischen Raumes bekannt sind, führen nach tausend Jahren etymologisch zu der Namensform „Wenden“, die, wir sagten es eingangs, an der Stelle des Wortes „*slavi*“ der lateinischen Texte in den deutsch geschriebenen Texten steht. So auch in der Chronik der Stadt Lübeck des Franziskaner Lesemeisters Detmar, der in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts schreibt. Das Wort „Slawen“ kommt in dieser Chronik nicht vor. Wo es sich um die begriffliche Seite des Wortes „*slavi*“ der lateinischen Quellen handelt, steht das Wort „Wenden“, und ganz im Sinne der bei Adam von Bremen gegebenen Mitteilungen treffen wir auf dieselben germanischen Namensformen, wie *hinrik*, *gotschalk*, *woldemar* usw., nun in der niederdeutschen Sprachprägung als „*der wende koninghe*“²⁷.

Eine der von Detmar für seine im Auftrage der Lübecker Ratsherren geschriebene Chronik der Stadt Lübeck benutzte Quelle ist Helmold von Bosau, der seinerseits für seine „*conversio Slavicæ gentis*“ als einer seiner Hauptquellen der Kirchengeschichte des Adam von Bremen folgt. Man muß diese „quellenmäßigen“ Abhängigkeiten der mittelalterlichen Geschichtsschreibungen sehr eingehend kritisch beachten. Aufschlußreich sind die Nachrichten beider über die an der Mündung der Oder gelegene Hafenstadt *Jumne* (Adam), *Jumneta* (Helmold) — *Julin-Wollin*, das frühere *Vineta*²⁸, in der Forschung auch *Jomsburg* genannt und als die Wohnstätte der *Jomswikinger*²⁹, mithin Germanen, bezeichnet. Es muß nach allen Schilderungen ein Hafenort mit internationalen Handelsbeziehungen und internationalem Verkehr gewesen sein, vielleicht die größte Hafenstadt Nordeuropas, so daß Saxo Grammaticus sie das „Byzanz des Nordens“ nennt.

Bei Adam lesen wir, daß *Jumne* ein „vielbesuchter Mittelpunkt des Verkehrs für die Barbaren und Griechen im Umkreis“ war, und „diese größte aller Städte,

²⁶ Adam von Bremen, *Hamburgische Kirchengeschichte*, hrsg. von Bernhard Schmeidler, 3. Aufl. In „*Scriptores Rerum Germanicarum*“, Bd. 10., Hannover, Leipzig 1917, S. 76; zitiert als Schmeidler Adam von Bremen. — Steller, *Ebda*, S. 186, 207.

²⁷ Chronik des Franciscaner Lesemeisters Detmar, nach der Urschrift und mit Ergänzungen aus anderen Chroniken, hrsg. von F. H. Grautoff, I. Teil. Hamburg 1829, S. 16, 17, 18 u. a. — Steller, *Ebda*, S. 208 bis 210.

²⁸ Kunkel, O., *Auf der Suche nach 'Vineta'*. In „Merian“ Heft 4 „Pommern“. Hamburg 1952, S. 74.

²⁹ Meinhold, W., *Von den Jomswikingern und ihrer Zeit*. In „Germanien“. Heft 10 (1937), S. 308. — Steller, *Ebda*, S. 157, 183.

die Europa einschließt, wird von den Slawen — (natürlich ‚*slavi*‘ des lateinischen Textes) — und anderen Völkern, Griechen und Barbaren bewohnt“. In den „Griechen und Barbaren“ ist offenbar die aus der Antike bekannte Formel typisierend übernommen. Der Wirklichkeit näher scheint die nächste Angabe zu kommen, daß auch „hinzukommende Sachsen gleichfalls das Recht erhalten dort zu wohnen, freilich nur, wenn sie während ihres Aufenthalts das Christentum nicht öffentlich bekennen“³⁰.

Dieser Satz stößt zum Kern der Sache vor. Die Bewohner Jumnetas sind Heiden, wie die Bewohner des Landes, in dem Jumneta liegt. Zu ihnen treten die „Sachsen“ als Christen in Gegensatz. Das Wort „Sachsen“ ist hier nicht standesmäßig speziell, sondern appellativ als ein zum Christentum bekehrter Volksteil gesetzt. Die heidnische Bevölkerung aber — und hierin liegt die begriffliche Unterscheidung — wird bei Adam von Bremen, wie zuvor bei Einhard und sodann bei Helmold als *Slavi* und die Gesamtheit ihres Landes als „*Slavania*“ bezeichnet. Nach der ausdrücklichen Betonung, daß sie „alle noch im Irrwahn heidnischen Götzendienstes befangen“ sind, werden aber ihre guten Eigenschaften hervorgehoben: „im übrigen aber dürfte man kein Volk finden, das in bezug auf Sittlichkeit und Gastfreiheit ehrenwerter und gutherziger wäre. Jene Stadt ist angefüllt mit den Waren aller nordischen Völker und besitzt alles Angenehme und Seltene“³⁰.

In diesen angeblich „dunklen“ Jahrhunderten, in denen der ostdeutsche Raum nach Ansicht unserer modernen Geschichtswissenschaft dürftig nur von „Slawen“ in Kietzen bewohnt gewesen sein soll, liegt an der Mündung der Oder die größte Hafenstadt Nord-Europas. Kunkel²⁸ hat auf der Stätte des heutigen Wollin das alte „Vineta“ ausgegraben mit einer mehrere Kilometer langen Hafenmauer. Vineta, das mittelalterliche Jumneta, ist nicht im Meer versunken, wie die Sage es will, sondern in Konkurrenzneid der Dänen erobert, zerstört und in Schutt und Asche gelegt. Aber eine solche Hafenstadt ist ohne ein entsprechend volkreiches Hinterland nicht denkbar. Das bezeugen neben den Ausgrabungen auch die mittelalterlichen Quellenaussagen, ebenso wie die Aufzählungen der zur Frühhanse gehörenden Städte des ostelbischen Raumes, wie sie die Karten von Vogel verzeichnen³¹. Diese Tatsachen aber werden, nachdem „Slawentheorie“ und „Kolonisationshypothese“ erfunden waren, außer acht gelassen, da sie nicht in den Rahmen dieser Konstruktionen passen. Daß „wissenschaftliche Konstruktionen“ entstehen und lange Zeit hindurch ihre Wirkung ausüben können, ist allgemein bekannt. Als ein Beispiel der jüngeren Zeit verweise ich auf die Naumannsche These zur Begründung einer wissenschaftlichen Volkskunde. Die als Blendlicht empfundene Polarität von der

³⁰ Adam von Bremen, *Hamburgische Kirchengeschichte*. Nach der Ausgabe der „*Scriptores Rerum Germanicarum*“ bearb. von Bernhard Schmeidler und Sigfrid Steinberg. 3. Aufl. Leipzig 1926, S. 73; zitiert als Schmeidler—Steinberg *Adams Kirchengesch.* —
Steller, *Ebda*, S. 183.

³¹ Steller, *Ebda*, S. 154.

„primitiven Gemeinschaftskultur“ und dem „gesunkenen Kulturgut“ ist eine wissenschaftliche Konstruktion, die nur unter Außerachtlassen von umfangreichen Tatbeständen aufrecht erhalten werden kann. Mit solcher gegen die quellengemäße Überlieferung verstoßenden „Eklektik“ arbeitet aber auch die auf einer falschen Übersetzung und irrigen Begrifflichkeiten entstandene „Slawentheorie“ des ostelbischen Raumes.

Es sei zum Schluß dieses Abschnittes noch festgestellt, daß in den mittelalterlichen Zeugnissen jener Jahrhunderte von der Oder als dem „reichsten Strom“ geredet wird: „Ultra Leuticios, qui alio nomine Wilzi (Wilci, Wilti) dicuntur, Oddara flumen occurrit, ditissimus amnis Sclavaniae regionis³²“.

Dieser Beleg gibt uns Gelegenheit, auf einen weiteren Irrtum der bisherigen Ansichten hinzuweisen. Die zitierte Stelle bringt die Namen Liutizen und Wilzen, die wir gewöhnt sind, zusammen mit den Obotriten als die drei Hauptstämme der „Slawen“ in Mecklenburg anzusehen, als Namen für eine Völkerschaft oder einen Stamm. In Mecklenburg sitzen die unbestrittenen germanischen Heruler. Sie werden von Einhard wegen der „Pracht ihrer Gewänder und des Glanzes ihrer Rüstungen“ mit dem Beinamen (cognomen) „Abotriti“, spätere Form „Obotriti“, belegt. In weiteren Quellen, wie Adam von Bremen, bekommen sie „wegen ihrer Tapferkeit“ (a fortitudine) den Beinamen Wilti oder Wilzi (die „Wilzen“!), eigentlich „die Wilden“. Sie sind zur Zeit jener Quellenniederschriften noch nicht zum Christentum bekehrt, da die Bekehrungswelle zunächst am Limes Saxoniae (von Lauenburg bis Kiel) haltmacht, um erst in späterer Zeit durchzudringen. In diesem Zustand werden diese Heruler, wie die anderen Bewohner des ostelbischen Raumes, als „sclavi“ in den lateinischen, als „Wenden“ in den deutschen Quellen der damaligen Zeit gekennzeichnet³³. Auch die „Chronik des Landes Dithmarschen“ des Johan Adolf, zubenannt Neocorus, nennt die Obotriten in der Aufzählung der germanischen Stammesnamen wie „Wandalen, Cimmeren, Obotriten, Herulen usw.“³⁴.

Wir sagten bereits, daß das Geschichtskompendium des 18. Jahrhunderts von dem Grundirrtum unserer heutigen Geschichtsauffassung frei ist. Hier ist u. a. auch die Gleichsetzung der lateinischen Vorlage „Vandali“ mit der deutschen Übertragung „Wenden“ völlig geläufig. Zum Verständnis der damaligen Zeitvorgänge möchte ich aus dem umfangreichen Werk ein kleines Kapitel zitieren. Es läßt deutlich er-

³² Schmeidler, *Adam von Bremen*, S. 78, 79. — Schmeidler-Steinberg, *Adams Kirchengesch.*, S. 73. — Steller, *Ebda*, S. 184, 189.

³³ Schmeidler, *Adam von Bremen*, S. 75, 77. — Schmeidler/Steinberg, *Adams Kirchengesch.*, S. 73. — Einhardi, *Vita Caroli Magni*, hrsg. von Pertz-Waitz. In „*Scriptores Rerum Germanicarum*“. Hannover, Leipzig 1905, S. 12, 13, 16. — Nicolai Mareschalci, *Thurii, Annalium Herulorum ac Vandalorum*. In „*Monumenta inedita*“, hrsg. von E. J. de Westphalen. Bd. I. Leipzig 1739, Sp. 178. — Steller, *Ebda*, S. 178, 179, 188, 189, 191, 245.

³⁴ Adolphi, J., genannt Neocorus, *Chronik des Landes Dithmarschen*. Aus der Urschrift hrsg. von F. C. Dahlmann. Kiel 1727, S. 19. — Steller, *Ebda*, S. 190.

kennen, daß von einem Volkstumskampf zwischen „Germanen“ und „Slawen“ oder von „Deutschen“ gegen „Slawen“ im Sinne unserer heutigen Begrifflichkeit und Vorstellung nicht die Rede sein kann. Davon wird erst in den Geschichtsdarstellungen des 19. Jahrhunderts und unserer Tage geredet, nachdem sich diese unsere heutige Ansicht durch eine begriffliche Fehldeutung der mittelalterlichen Quellenworte „slavi“ und „Wenden“ im Laufe des 19. Jahrhunderts entwickelt und durchgesetzt hatte.

Der hier als Beispiel herausgezogene Abschnitt handelt von dem oben bereits in dem Zitat des Thietmar von Merseburg genannten Mistævo.

Westphalen-Marschalk, Monumenta inedita ³⁵

Spalte 221	Marschalk:	Spalte 222	Schedius:
	Mistævo, genitori Mizilao elato successit, una cum Germano Mizidracho. Multa ut temporibus illis bella ipsis, plurima cum Saxonibus. Ab iis enim bello fracti, quum avaritia immodica depecularentur, et pendendo ære annuo prægravarentur, a fide quam nuperi susceperant facile defecere, libertatem a majoribus relictam ferro tutati. Sollicitatus per tempus id Mistævo a Saxo- num duce Bernone in bellum quod navarat, pollicita expeditionis præmio filia, cum equitibus eum mille amplius prosequutus est, quorum pars plurima desiderata. Reversus itaque dari sibi filiam postulat, nuptiis celebrandis præstitui diem.		Dieser Mistævon ist ein berühmter Krieger-Held unter Henrico Bavaro dem 2ten gewesen. Mistævon kam, nebst seinem Bruder, dem Mizidrach, nach des Herrn Vaters Tode zum Regiment. Sie hatten viel Kriege, insonderheit mit den Sachsen; Als ihnen dieselbige nun zu starck fielen, sie auch durch unersättigen Geitz zu sehr beschwerten und mit jährlicher Schatzung so übermässig drücketen, fielen sie gar leicht von dem Glauben, welchen sie neulich angenommen, wieder ab, und haben die von ihren Vorfahren überlieferte Freyheit mit dem Schwerdt vertheidiget. Und als um diese Zeit der Mistævon von Bernon, (Bernhard) Hertzogen von Sachsen, ersuchet ward, daß er ihm im Kriege zu Hülffe kommen möchte, mit Versprechen, daß er ihm an statt der Belohnung solches Hülff-Zuges seine Tochter geben wolte, ist er selbigem mit mehr als 1000. Pferden, davon er auch den meisten Theil eingebüset, zugezogen. Nachgehends wie er wie-

³⁵ Nicolai Mareschalci, Thurii, *Annalium Herulorum ac Vandalorum*. In „Monumenta inedita“, hrsg. von E. J. de Westphalen. Bd. I. Leipzig 1739, Sp. 221 f. — Steller, *Ebda*, S. 228 f.

Spe vero illus, Theodorico
 insuper Marcomanno connubia
 in comitiis illustrium multorum
 improbane et dissuadente, reli-
 gionis hostem, imo desertorem,
 et canem appellitante, ut rescivit
 Mistævo, rem haud æquabili
 animo tulit. Quare primo quoque
 tempore primarios suos in uni-
 versum omnes in urbem Rhætum
 tunc amplissimam convocat,
 humaniter singulos compellat,
 injurias publicitus dequestus ad
 ultionem hortatur. Operam ergo
 ille pollicentur suam, si modo
 strenue injurias eas sit ulturus
 Macti, inquit ille, este, canis
 canem agam, rictum exertabo,
 æmulos mordicus muctabo,
 retaliationum minime vulgarem
 desumam. Atque ita exercitu subi-
 tario Cheronsum populabundus
 ingressus vastavit. Coloniam anti-
 quam, regionis tunc principem,
 et antistitum metropolim igni
 ferroque quassavit, flamines
 occidit, ordnis canonici viros
 pæne omnes pecudum more mac-
 tavit. Qui superfuere eos cepit,
 et dissecto crucis instar cranio
 per urbes Vandalorum plurimas
 spectaculum dirum præbuit, mani-
 bus inter hæc post terga revinc-
 tis, hæc illi sacra catharmata.

der zurück gelanget, hat er begehret,
 daß ihm die Tochter möchte gegeben
 und ein Tag zum Beylager angesetzt
 werden. Da aber Mistævon vernahm,
 daß ihm betrügliche Hoffnung gemacht
 wäre, daß der Marggraf Diedrich von
 Brandenburg auch überdem in einer
 vornehmen Versammlung vieler Für-
 sten und Herren solche Verheyrathung
 nicht gut geheissen, sondern davon
 abgerathen, und ihn für einen Feind
 des Christlichen Glaubens, ja gar
 einen Abtrünnigen, und vor einen
 Hund gescholten hätte, ergrimmete er,
 und forderte ohnverlängert seine Reichs-
 Stände zusammen, in die damahlige
 herrliche Stadt Rhæta, redete einen
 jeden gar gnädig an, und beklagete
 sich öffentlich des zugefügten
 Schimpffs, mit Vermahnung, ihm zu
 Erlangung der Rache behülflich zu
 erscheinen; Und da sie sich heraus
 liessen ihm unterthänigst beyzutre-
 ten, daferne er nur entschlossen
 wäre, die Schmach aufs schärffeste
 zu eyfern; sprach er: Bezeuget euch
 nur keck, sie haben mich einen
 Hund genennet, ich will mich als
 einen Hund erweisen, ich will den
 Rachen aufsperrn, ich will meine
 Wiederwärtigen mit Beissen anfal-
 len und von ihnen keine schlechte
 Rache nehmen. Hierauf streiffte er
 mit einem in schleuniger Eile ver-
 sammleten Krieges-Heer in Hol-
 stein hinein und verheerete selbiges,
 und Oldenburg verwüstete er mit
 Feuer und Schwerdt, ertödtete die
 Priester und schlachtete schier alle
 Thum-Herren, gleichwie das unver-
 nünfftige Vieh, die noch übrig blie-
 ben waren, fing er, zerschnitt
 ihnen Creutz-weise die Hirn-Schale,
 ließ sie als grausames Schau-Spiel

Nec cessavit, donec per ignominiam summam animum exhalarent, inter quos Odoacer presbyter, dignitate cæteris præpositus, martyrii quoque fastigium meruit, quorum natales ad nonas Julias melior posteritas triumphat.

Sed et Ammopolim urbem percelebrem, quæ ab Ammone, hoc est Jove, nomen tenet, qui ἄμμων Græcis, quæ C. Ptolomæo τρήονα Træva, præter opinionem omnium cepit, et ordinis sacri viros juxta et foeminas, qui terrore immanitatis tam efferatæ perculsi in ædibus ibi sacris profugium quæritantes delituerant, et propinquante hoste cryptoporticis undecunque et hypogæis sese illatebrarunt, non uno lethi genere ad carnificinam pertractos ad unum perdidit, suis etiam ac insontibus sævus et truculentus. Moribus illis perditissimis Vandalorum religio sacrosancta, quæ gliscere jam paululum cœpit, pessum ivit.

Nac multo post Marcomannus autor contemnendi Mistævonis, tyrannidem immodicam exercens, a suis explosus, dignitate exutus,

durch die meisten Wendischen Städte, mit auf den Rücken gebundenen Händen herum führen, und machte also aus ihnen heil. Feg-Opfer; welches er denn so lange trieb, biß sie in höchster Schande ihr Leben endigten, worunter der Priester Odoacer, welcher vermöge aufgetragener Würde, denen anderen fürgesetzt war, die Martyrer-Crone gleichmässig erlanget hat, ihren Gedächtniß-Tag aber begehen die GOtt ergebene Nachkommen den 7. des Heu-Monaths. Er hat auch die (von Ptolomæo Træva genennete) weit berühmte Stadt Ammopolis oder Hamburg, so den Nahmen führet von Ammon, das ist, dem Jupiter, als welchen die Griechen Ammon heissen, über alles Vermuthen erobert und sowohl Manns- als Frauens-Personen geistl. Standes, welche aus Furcht und Schrecken solcher unmenschl. Grausamkeit, ihre Zuflucht zu den Kirchen nahmen, um sich daselbst zu verbergen, sich auch, da der Feind hinein drang, in Grüfften und Kellern verstecketen, ohne eintzige Begnadigung heraus schleppen, und durch mancherley Art des Todes, auf die Fleisch-Banck liefern lassen. Gegen die Seinen und gegen die Unschuldigen bezeigte er sich ebenmäßig grausam und Blut-dürstig. Durch welche verderbliche Unruhe der Wenden dann geschehen, daß der heil. wahrhaftige Gottesdienst, welcher ein wenig anzuglimmen begunte, gar wieder gedämpft und bey ihnen verloschen ist. Kurtz darauf haben auch den Marggrafen, der ein Anstifter war der dem Mistævon erwiesenen Schmach, als er zu sehr wütete, die Seinigen

Parthenopoli quæ Cl. Ptolomæo
μωωβιον, Mævium, extorris
consenuit, mendicabulum habitus,
qua calamitate misellus elatus
est.

Mistævo vero in ultima pæne
ætate moribus mutatis gestorum
penitus, in album se Christiano-
rum adscribendum depoposcit, et
quum a suis ob id detestaretur,
exilium sibi voluntarium indixit,
ac in urbe, quæ Vicusbardorum,
tunc frequentissima, antistite
insuper peculiari honestata,
vitæ reliquum pientissime exegit,
Anadracho, Udone, ac Gneo
filiis superstitibus, ex Margareta
Henrici cæsaris filia, aut potius
nepte.

vertrieben und seine Feinde ihn ent-
setzt, dergestalt, daß er zu Magde-
burg, (welches von dem Ptolomæo
Mævium genennet wird), sein Leben
im Elende Bettelweise zubringen,
und in solchem Jammer sterben und
sich beerdigen lassen müssen.

Der Mistævon aber kam schier im
höchsten Alter zu anderen Gedanken
und bereuete die vorigen verübten
Thaten, ließ sich auch vermittelt
der heil. Taufe in die Zahl der Chri-
sten einschreiben, und da die Seini-
gen ihm deßwegen aufsätzig wurden,
ist er in ein freywillig Elend gezo-
gen, und hat in Bardowick, einer
damahls Volck-reichen Stadt, und
worinnen überdem ein Bischöflicher
Sitz war, die übrige Zeit seines
Lebens in großer Gottseligkeit ge-
endiget, und seine Söhne, den Ana-
drach, Udo und Gneus, die er mit
Margarethen, des Kaysers Henrici
Tochter, oder vielmehr dessen
Enckel erzeuget hat, zu Erben hin-
terlassen.

Mit keinem Wort ist in diesen geschichtlichen Darstellungen des 18. Jahrhun-
derts von einem völkischen Gegensatz die Rede. Die sich befehdenden Gegner
tragen germanische Namen. Der religiöse Gegensatz tritt mit aller Deutlichkeit
hervor. Es sind realistische Züge einer Übergangsepoche. Zu der religiösen Kontro-
verse, die mit der politischen — Minderung der Freiheit durch Abgabe des Zehnten —
sich begegnet, tritt die Minderung des Ansehens, der „Ehre“ in der ganzen Schwere
mittelalterlicher Wertung. Die Fehde wird von beiden Seiten mit äußerster Härte
und Grausamkeit — eben im Stile von Religionskriegen — geführt. Die Gegensätze
im Religiösen und die darin liegende Motivierung der Fehde werden in der Verfol-
gung der Domherren, der Priester, Mönche und Nonnen deutlich und in der sadisti-
schen Maßnahme, die Hirnschalen der Besiegten in Kreuzesform zu zerspalten.
Schließlich die Bekehrung und Taufe am Ende seines Lebens, ein Schritt, der ihn
jedoch zwingt, sein Land zu verlassen, da ein Großteil seiner früheren Anhänger
noch im Heidenum beharren, d. h. „Sclavi“ oder „Wenden“ sind.

Die nächsten Kapitel der zitierten Geschichtsdarstellung zeigen im Zusammen-
hang folgender Königsnamen den Fortgang — und noch auftretende Rückschläge —

der Bekehrung deutlich. Von einem völkischen Gegensatz ist nirgendwo die Rede. Das ist erst eine Fehlleistung der Geschichtsschreibung des kommenden 19. Jahrhunderts.

Dafür aber erfahren wir eine Fülle lebensvoller Einzelzüge jener „Wenden“-fürsten mit den germanischen Namen, ihr Für und Wider im Hinblick auf das große Anliegen jener Jahrhunderte, eben die Christianisierung. Wir hören von ihren ehelichen Verbindungen mit nordgermanischen (dänischen) und germanisch-deutschen Fürstenhäusern. So entsteht ein lebensvolles Geschichtsbild mit vielen dokumentarischen Einzelheiten, das bar ist jener vernunftwidrigen Geschichts-„konstruktion“ der Folgezeit.

Fortsetzung folgt

E. Christovich (1777-1798) und sein Banater Bistum

Dr. Kálmán Juhász, Szeged

II. Diözesanklerus

Bischof Christovich erlebte den Josephinismus, der die Kirche in weitem Umfang dem Staate auslieferte. Josephs II. Reformerrlasse folgten schnell aufeinander. Wir können diese als bekannt voraussetzen und erwähnen nur ihre Wirkungen in der Tschanader Diözese.

Die von Kaiser Joseph II. aufgelösten Diözesanseminare wurden in Ungarn zu den Generalseminaren in Preßburg, Erlau und Agram vereinigt. Die theologische Fakultät in Ofen¹³ wurde mit ihren neun Professoren nach Preßburg verlegt. Am 1. 6. 1784 wurden diese Generalseminare eröffnet, nach zwei Jahren jedoch die von Erlau und Agram vereinigt und am 6. 11. 1786 in Pest neu eröffnet. Diese Anordnung erfüllte Bischof Christovich mit großer Sorge. Am 27. 12. 1779 verständigte ihn die Statthalterei, daß in Zukunft die Priesterkandidaten von Tschanad ihre Ausbildung im Generalseminar von Ofen erhalten sollen¹⁴. Diese Anordnung erreichte den Bischof jedoch erst am 16. 2. 1780. Als Zeitpunkt für die Übersiedlung wurden die Osterferien bestimmt¹⁵. Das für das Generalseminar vorgesehene Gebäude, in dem bisher unter der Leitung der Jesuiten Akademie, Adelligen-Konvikt und Priesterseminar untergebracht waren, stand neben der Matthias-Krönungskirche. Nach Aufhebung des Jesuitenordens konnte darüber neu verfügt werden.

Für den 10. 2. 1784 berief der Kaiser über den Kardinal-Fürstprimas in der Angelegenheit des Generalseminars eine Konferenz nach Preßburg ein und forderte die Bischöfe auf, ein bis zwei Abgeordnete dorthin zu entsenden¹⁶. Christovich hat keinen Vertreter entsandt, da er das Reskript erst am 11. 2. 1784 erhielt. Der Franziskanerpater Michael Knaisz, der statt seines erkrankten Ordensprovinzials an der Konferenz teilnahm, informierte den Bischof. Man hielt es für entsprechender, die Zöglinge der Diözese Tschanad zum Studium nach Erlau, nicht nach Agram zu senden, weil Erlau näher liege und die Verbindung vorteilhafter sei¹⁷. Der Kardinal-Fürstprimas sandte im Einvernehmen mit dem Präsidenten der Statthalterei, Graf Nitzky,

¹³ Das Priesterseminar von Tyrnau wurde 1777 mit der dortigen Universität nach Aufhebung der Gesellschaft Jesu nach Ofen verlegt.

¹⁴ „Clerici hucdum ad rationem Dioecesis Csanadiensis Viennae intertenebantur, Budam ad Seminarium generale cleri regni Hungariae transferantur.“ BA Fasc. Seminarium generale Budaense.

¹⁵ „Cum translatio alumnorum feriis paschalibus opportunissime fieri posset, assignatio pecuniae etiam eo tempore, et quidem 1a Aprilis fiet“, a.a.O.

¹⁶ Reskript der Statthalterei vom 16. 1. 1784. a.a.O.

¹⁷ Schreiben des P. Michael Knaisz, Erlau, 24. 2. 1794. Er schließt sein Schreiben: „Utinam cum effectu bono, quem summe formidamus, praesertim nos Religiosi.“ Daraus erhellt, wie die Ordensleute mit Angst erfüllt waren, und dies mit Recht. BA Fasc. Seminaria Generalia.

die Fragepunkte bezüglich der Priesterkandidaten bzw. der materiellen Grundlagen der Priestererziehung an Christovich¹⁸. Am 5. 4. 1784 verständigte die Statthalterei den Bischof, die Theologiestudierenden, ferner die „Philosophen“, die schon klerikale Kleidung trugen, würden dem Agramer Generalseminar zugeteilt, demzufolge sollten sie von Ofen am 15. Mai in Agram eintreffen¹⁹. Sofort nach Erhalt dieses Schreibens schritt Bischof Christovich gegen diese Verfügung ein und bat, die Priesterkandidaten zum Studium nicht nach Agram, sondern nach Erlau einzuteilen, jedoch ohne Erfolg, wie die Wiederholung der Verständigung durch die Statthalterei vom 16. 4. 1784 am 3. 5. 1784 beweist²⁰. Auch Kardinal-Fürstprimas Batthyany, der die Bitte des Bischofs unterstützte, und deren Begründung anerkannte²¹, teilte ihm am 20. 5. 1784 mit, daß ungeachtet seiner eigenen durch die Statthalterei dem König unterbreiteten Remonstration nichts an der Verfügung geändert werden konnte²². Christovich wandte sich nun an den Bischof von Agram, Josef Gallyuff, empfahl die Kleriker seinem Wohlwollen und bat ihn, für seine Diözese noch drei Priesterkandidaten aufzunehmen, welche die ungarische und deutsche oder die deutsche und eine slawische Sprache beherrschten. Gallyuff gab seiner Freude darüber Ausdruck, daß sechs Priesterkandidaten der Diözese Tschanad glücklich eingetroffen waren und er versicherte Bischof Christovich der Teilnahme an seinen Sorgen, indem er schrieb: „Es ist aber heutzutage das Leiden ein gemeinsames Schicksal der Bischöfe“²³. Von den sechs Zöglingen seien zwei bloß „Philosophen“, er wolle auch sie im Priesterseminar unterbringen und sowohl für diese Zöglinge wie auch für die noch ankommenden väterlich sorgen. Mit Bedauern berichtet er, daß er in Agram keine Priesterkandidaten werben könne. Nach den letzten Geschehnissen und auch aus Angst vor der Zukunft meldeten sich immer weniger Studenten für die priesterliche Laufbahn²⁴. So sehr verminderte sich die Zahl der Priesterkandidaten, daß selbst die Regierung nach der Ursache forschte. Im Jahre 1784 befanden sich in Preßburg 418, in Erlau 214, in Agram 130 und im vereinten

¹⁸ Schreiben vom 8. 3. 1784, *a.a.O.*

¹⁹ „*Alumni Dioecesis Csanadiensis Buda Zagrabiam pro studiis disponuntur.*“ Schreiben vom 5. 4. 1784, eingehändigt am 12. 4. 1784. *a.a.O.*

²⁰ „*Dignabatur Sua Majestas Sacra, Consilio huic Locumtli Regio clementer rescribere: a benigna Resolutione Regia, recessum fieri haud posse.*“ Es kann erwähnt werden, daß die Amtsschriften immer nur Erlau nennen, doch das Indorsat des letzten Schriftstückes erwähnte neben Erlau auch Preßburg: „*Petitionem eppi alumnos suos non Zagrabiam, sed vel ad Agriam vel Posonium disponi supplicantis, per suam Majestatem rejectam esse insinuat.*“ Daraus ist zu entnehmen, daß man die Zöglinge auch lieber nach Preßburg entsandt hätte, denn dorthin wäre auch die Verkehrslinie Temesvar—Pest—Wien vorteilhafter gewesen.

²¹ „*... fundata rationum momenta et motiva E. Vrae.*“ *a.a.O.*

²² „*... sed eadem Majestas ex rationibus sibi reservatis datae dispositioni insistit.*“ Schreiben vom 20. 5. 1784.

²³ „*... ob maxima incommoda, quibus perferendis nos, miseri episcopi iam ita assueti sumus, ut nobis iam in naturam transivisse videantur; verum non deseret nos optimus Deus, qui se nobiscum permansurum amanter est pollicitus.*“ BA Fasc. Seminaria Generalia. Schreiben des Bischofs Gallyuff vom 31. 5. 1784.

²⁴ „*Boni juvenes a statu ecclesiastico ob ea, quae fiunt et quae eventura metuunt, alienatissimo sunt animo.*“ *a.a.O.*

Priesterseminar in Pest 300 Zöglinge; im Jahrgang 1789/90 hingegen in Preßburg nur 318 und in Pest 263 Kleriker. Für die Diözese Tschanad meldeten sich so wenige, daß nicht einmal die zwölf Stiftungsplätze besetzt werden konnten. Die Statthalterei richtete nun an Bischof Christovich die Frage, wo der Grund dafür zu suchen sei²⁵. Die Ursache dürfte in den Josephinischen Verordnungen zu finden sein, wie auch aus dem Inhalt des erwähnten Schreibens des Agramer Bischofs zu schließen ist. Ein Antwortschreiben von Bischof Christovich ist als sicher anzunehmen, obwohl es nicht vorhanden ist. Nur aus dem Reskript der Statthalterei ist zu folgern, daß er derselben Meinung war wie der Agramer Bischof und er seine Ansicht nicht verheimlichte²⁶. Christovich wandte sich auch an den Rektor des Agramer Generalseminars, Maximilian Verhovacz²⁷ mit der Bitte, für seine Diözese Priesterkandidaten zu werben. Doch auch der Rektor mußte ihm mitteilen, daß ihm dies nicht gelungen sei. Es meldeten sich zwar drei Franziskaner, welche die ungarische und deutsche Sprache beherrschten, „ich aber“, berichtet Verhovacz, „forderte von ihnen Zeugnisse über ihre Studien, ferner eine Information von ihrem Ordensprovinzial, mit der Zusicherung, sie zu Allerheiligen aufzunehmen, falls sie diese Nachweise erbringen könnten²⁸.“ Es dürfte aber doch gelungen sein, Priesterkandidaten für die Diözese aufzunehmen, denn zu Weihnachten empfingen Franz Langer, Wolfgang Riedel und Josef Suttrell die niederen Weihen. Am 14. 11. 1785 erbaten sie vom Ordinariat die vorgeschriebenen litterae dimissoriales²⁹.

Die Zahl der Zöglinge des Generalseminars in Pest wechselte zwischen 200 und 300, die Priesterkandidaten der Diözese Tschanad inbegriffen. Die Zöglinge wurden durch ihre Oberhirten zumeist mit ihren eigenen Wagen nach Pest befördert. Die Priesterkandidaten der Diözese Tschanad sorgten selbst für ihre Reisekosten, sie wurden ihnen jedoch vergütet. Bischof Christovich hatte für sie immer Verständnis, auch für ihre materiellen Belange. Es schmerzte ihn, als Ende des Studienjahres

²⁵ „Injungitur eppo, quatenus causas afferat, cur candidatorum ad clerum ecclesiasticum aspirantium tanta sit paucitas, ut ne numerus quidem pro alumnis Csanadiensibus defixus expleri valeat, una in ordine ad hunc defectum feliciter tollendum opinionem suam depromat.“ Reskript der Statthalterei vom 21. 9. 1787, *a.a.O.*

²⁶ „Factorum Remonstrationi eppali, in negotio paucitas individuorum, ad statum ecclesiasticum adspirantium sub 23a Octobris ad excelsum Consilium promotae, inductorum, probae legales adferri atque intra octiduum submitti jubentur“, *a.a.O.* Reskript der Statthalterei vom 30. 11. 1787. — Für die Verpflegung eines Zöglings bestimmte die Statthalterei den jährlichen Betrag von 150 Gulden.

²⁷ BA Fasc. Seminaria Generalia, Schreiben Christovich's vom 28. 6. 1784.

²⁸ *A.a.O.*, Schreiben des Rektors Verhovacz vom 14. 7. 1784.

²⁹ Am 14. 11. 1785 erbaten sie vom Ordinariat die vorgeschriebenen „Litterae Dimissoriales“. Diese wurden ihnen am 28. 11. 1785 zugesandt. Bezeichnend für die damaligen Verkehrsverhältnisse ist das Gesuch des Priesterkandidaten Johann Kreutzer vom 29. 1. 1786. Er bittet, ihm seine Zurückberufung rechtzeitig mitzuteilen, um die sich selten bietende Verkehrsgelegenheit benützen zu können. „... Ea etenim Zagrabiae existit ad partes Hungariae abeundi difficultas, ut neglecta illa. quae nihil citius ante bimestre interstitium reverti consuevit, haud secus alias, quam cum maximis expensis sola postali occasione abitus acceleari queat“, *a.a.O.* Es gab also nur zweimonatlich eine billige Fahrgelegenheit (wahrscheinlich Kaufmanns- oder Marktfahrten), ansonsten mußte man mit der kostspieligen Postkutsche reisen.

1783/84 seine Priesterkandidaten in vollkommen abgetragener Kleidung vor ihm erschienen. Seine erste Sorge war, daß sie die dem „Decorum ihres Standes“ entsprechende Bekleidung erhielten. Mit Dankbarkeit erinnerten sich die Zöglinge seiner Hilfe, und durch seine Güte ermuntert, erbaten sie später von ihm Reisezuschuß und eine Beihilfe zur Bekleidung³⁰. Christovich streckte ihnen 50 Gulden vor³¹.

Unter Joseph II. Nachfolger, Leopold II., forderte am 20. 4. 1790 die Statthalterei den Fürstprimas auf, einen Antrag bezüglich Neuerrichtung der Diözesanseminarien einzureichen, um diese Anfang des nächsten Studienjahres eröffnen zu können. Am 4. 6. 1790 hielt der Episkopat eine Sitzung ab³², derzufolge Christovich über den Fürstprimas ein ausführliches Protokoll bezüglich der Priestererziehung verfertigte. Am folgenden Tage teilte die Statthalterei dem Bischof die beabsichtigte Aufhebung der Generalseminarien mit, die Ende des Studienjahres 1789/90 verwirklicht wurde. Nun konnten die Zöglinge in die Diözesanseminarien zurückkehren.

Während der Amtszeit von Bischof Christovich hatte die Diözese Tschanad noch kein eigenes Priesterseminar. Heute ist es beinahe unvorstellbar, auf welche Weise man in Ermangelung dessen für den Priesternachwuchs Sorge tragen konnte. Zeitgenössische Quellen geben Einblick in die äußerst schwierigen Bemühungen, welche diese Frage den Bischöfen nach der Rückeroberung des Diözesangebietes von den Türken verursachte. Teils wurden die Priesterkandidaten in anderen Seminarien erzogen, teils Priester aus anderen Diözesen übernommen oder es versahen Ordenspriester die Seelsorge, wie dies zur Zeit der Gründung des Bistums und während der Türkenzeit durch Missionare geschah. Der Amtsvorgänger von Bischof Christovich, Graf Engl, hielt sich während seiner Reise nach Wien und zu seinem Familiengut Fels in Raab auf, um dort Priester für seine Diözese zu werben. Raab war dafür besonders günstig, weil man dort der deutschen Sprache kundig war. Einige Kandidaten hoben auch ihre deutschen Sprachkenntnisse besonders hervor. („Calleo linguam Germanicam, ut maternam“.) Der Bischof meldete selbst an Kaiserin Maria Theresia, daß er der deutschen Sprache wegen viele Priester aus der Diözese Raab übernommen habe. Am Ende seiner Amtszeit hatte die Diözese zwölf Priesterkandidaten³³. Es kam vor, daß infolge des Priestermangels einige Theologen vor Absolvierung ihrer Studien zu Priestern geweiht wurden. Diese legten dann die noch ausstehenden Prüfungen, in Ermangelung eines Diözesanseminars, vor dem Bischöflichen Konsistorium in Temesvar ab.

³⁰ A.a.O., Gesuch vom 7. 5. 1789.

³¹ Christovich wollte sich diesen Betrag von der Statthalterei vergüten lassen, doch ohne Erfolg. a.a.O. Schreiben der Statthalterei vom 14. 10. 1789.

³² „Consensus Dominorum Dioecesanorum 4-ta hujus.“

³³ BA, Schreiben der Statthalterei vom 27. 12. 1779. Die Stiftung von Neutra ist eingegangen. Christovich bemühte sich um die Rettung derselben. Vgl. Kováts, *Geschichte der Tschanader Priesterbildungsanstalt*. (ung.) Temesvar, 1908, 154–157. — In Wien wurde die Zahl der Stiftungen von fünf auf das Doppelte erhöht. HKA Hung., Fasc. 3, Nr. 39, dto. 17. 11. 1779, Fasc. 41, dto. 6. 1. 1780, 8. 4. 1780.

Es war kein Diözesanangehöriger, nur ein aus der Diözese stammender Geistlicher, der sich zu dieser Zeit in jugendlicher Begeisterung mit der Bistumsgeschichte zu beschäftigen begann, der spätere Sprachgelehrte Johann Nikolaus Révai. Er war aus der Nachbargemeinde der mittelalterlichen Bischofsstadt Tschanad, Groß-Sankt-Nikolaus, gebürtig. Sein Vater war einfacher Handwerker, seine Mutter war nahe verwandt mit dem Pfarrer von Tschanad, Paul Sándor. Diesem Umstand ist es zu verdanken, daß Révai sich oft in Tschanad aufhielt. Dichterisch begabt, schrieb er eine Elegie über die Ruinen der einstigen ehrwürdigen Bischofsstadt, indem er die Elegie des Sannazarius über die Ruinen von Cumae nachahmte. Sein Aufenthalt in Tschanad regte ihn an, die Geschichte der Stadt und des Bistums zu erforschen. Als junger Piarist hatte er sich einst auf der Durchreise von Groß-Wardein nach Groß-Sankt-Nikolaus einige Stunden in Tschanad aufgehalten, wo gerade auch Bischof Christovich zur Besichtigung der dortigen Ausgrabungen weilte. Den Piaristenpater begeisterte der Anblick der Fundstücke. Er fand jedoch weder Zeit noch Gelegenheit, den Bischof um eine Audienz zu bitten, daher teilte er ihm auf schriftlichem Wege seinen Plan mit, die Geschichte der Diözese darzustellen³⁴. Bald erkannte er als sein eigentliches Forschungsgebiet die Sprachwissenschaft, bewahrte aber das ganze Leben lang sein Interesse für Geschichte und wurde als Universitätsprofessor ein eifriger Förderer der historischen Sprachwissenschaft.

Hier muß noch kurz das in der Bischofsstadt befindliche „Priesterhaus“ Erwähnung finden. Kaiser Josef II. hatte angeordnet, daß sich die Theologen („Präparanden“),

³⁴ Dieses noch unedierte Schreiben befindet sich im heute unzugänglichen Bischöfl. Archiv Temesvár: „Illustrissimo ac Reverendissimo Domino Emerico Kristovits Episcopo Tsanadiensi Domino et Patrono Benignissimo — Johannes Nicolaus Révai a matre Dei clericus regularis pauperum matris Dei scholarum piarum. — Illustrissime Domine! Fere puer coepi cogitationem illustrandae patriae meae. Nam illis mansuetioribus litteris, quibus adolescentior aetas solet imbui, cum ad multa alia tenerior animus effingeretur, tum hoc maxime mihi inditum est, eam terram, in qua essem in lucem editus, sanctam esse mihi atque omni opera studioque, quod quidem fieri per me possit, et adiuvandum, et ornandum. Cui cum omnia pene decora esset detracta, omniaque furore barbarico ruinis immersa veterem splendorem, dignitatemque amisissent, ista intuens sensi mihi animum quodam dolore incendi. Illo aestu scripsi elegiam pueriliter imitatus Sannazarium de ruinis Cumanis itidem de ruinis Tsanadiensibus iam tum, cum adulescens Szegedini in re poetica exercitabar. Deinde idem ignis maiores vires coepit, multoque magis inflammatus est, ubi me Religio Scholarum Piarum suscepit. Simul atque excessi e novitiatu, quia me litteris totum dedidi, id mihi in animo constitui, ut aliquid ex hac genere esset a me patriae consecratum. Itaque primum omnium eram vehementer curiosus, atque in eo elaborabam studiosius, ut viderem, quae illae essent res, quae ex squalore merito eruerentur, illustrataeque ederentur. Tum vero vidi materiam hanc esse eiusmodi, quae et copia sua multo esset amplior et dignitate magnificentior, quam illi judicarunt, qui vastitatem modernam solum institui, disjectaque raris locis rudera, aut malevolentia, aut stultitia vehementer insultarunt, et nescio quam vilitatem ita indigne, ita acerbè passim obiectionarunt, ut mirer, me tamen a proposito non fuisse deterritum. Temeritas ea quidem fuit, qua provectus primum aggressus sum Episcopos Tsanadienses conscribere, deinde meditabar res ceteras Tsanadienses. Duos annos potui aliquomodo in eam rem impendere, quo tempore fere evolvi, quae sunt obvia in patriis scriptoribus. Desiderabam postea arcanas historias et caetera documenta nostrorum. Sed, ut eo admitterer, nondum potuit fieri, quod propter aetatem non mihi ea est parta auctoritas, quae me possit summis viris aliqua consuetudine iungere, quorum vel benevolentia protegere, vel regerer consilio. Itaque intermissa hac

die ihre Studien an den Generalseminarien absolviert hatten, eine Zeitlang in einem Priesterhause auf ihr Wirken in der Seelsorge vorbereiten sollten. Zu diesem Zwecke stellte die Statthalterei für drei Neupriester der Diözese Tschanad je 150 Gulden aus dem Religionsfonds bereit³⁵. Es dürfte anfangs ein Versehen vorgekommen sein³⁶; denn kurz darauf verpflichtete die Statthalterei den Bischof, für den Unterhalt der Präparanden aus dem Defizientenfonds oder aus seinem eigenen zu sorgen³⁷. Christovich sah sich genötigt, dagegen Stellung zu nehmen, worauf die Angelegenheit geschlichtet wurde³⁸. Der Kaiser bestimmte auch, womit sich die Neupriester im

opera alia coepi moliri, dum interea illam mihi occasionem pariat sive maior aetas, sive quaecunque alia fortuna. Nuper cum Varadino ob privatas meas descendi Tsanadinum, tu ibi tum eras pro tuo fervore iis rebus occupatus, in quas curae, studiaque Optimi Episcopi solent evigilare. Et meo infortunio mea me negotia ad viam repetendam ita impulerunt, ut ibi ne diem quidem dimidium potuerim exigere. Salutare te tamen potui, deinde ex illo lapide marmoreo, qui tum forte erutus et etiam illud non obscure intelligere, quam esses incredibile ardore contuendi tuae ecclesiae res veteres e tenebris eductas, episcoporum, qui te praecesserant, facta illustria a temporis iniuria, atque interitu vindicata, restitutamque pristinam dignitatem, quae misero quodam fato extingui coeperat. Tum mihi vehementior quidam stimulus additus est, ut illa mea interrupta studia et hoc quinquennio fere consepulta, adhibita recente cura, atque opera iterum excitarem. Etenim pollicebar mihi, ut tuo praesidio, nominisque tui, ac dignitatis gloria multo nunc felicius in eo genere elaborarem, si tibi ista placerent, quae incepta fortasse eam spem faciunt, ut cum fuerint tuis favoribus provecta, quae nimirum desideras, ea olim felicius eruta, accuratius definita, certiusque descripta conspicias. Collegi longa serie episcopos, etiam res gestas plurimorum deduxi eo scribendi genere, quod potui assequi studio mediocri per eam aetatem, in qua tum fui. Cuperem vero singula tibi ostendere, si purius describi possent per mea negotia, quibus occuper. Nunc solum Gerardum offero ceterorum autem nuda nomina. In quo erunt sane multa olim emenanda, maxime vero, quod ista essent studiosissime collecta, tamen longior aetas aliquid detegeret, quod prior dies non vidit. Cuius rei praeclara sunt vel nostra gente exempla, atque in ipso hoc scribendi genere, ubi gravissimorum scriptorum concertatione egregie res patria quotidie illustratur. Sane equidem iis viris comparari nullo modo possum, quos et multiplex scriptio, et his rebus parta auctoritas summos effecit: me tamen amor patriae nescio quomodo quotidie exhortatur, ac veluti quibusdam facibus accendit, et inflammat, ut nimium cupiam aliqua scriptione vel hunc solum ignem testari, quo sum in meam patriam. Eum si tu putaveris alendum esse, id oro, obtestorque te, ut, cum hoc et observantiae in te meae, et patriae charitatis aliquod quasi monumentum exceperis, patiaris me esse in numero tuorum clientium, complectarisque tuo fervore et defendas praesidio, nominisque tui, ac dignitatis amplitudine. Varadini, pridie Calendas Septembris A. P. C. N. MDCCLVIII.“
Vgl. Juhász, *Beiträge zur Archäologie des Banats* (ung.) In: *Tört. és Rég. Ért.* (Hist. und Archeolog. Anzeiger). Temesvar 1916, 132 f.

³⁵ „Ex fundo regionario“.

³⁶ BA Fasc. „Intertentio ex fundo religionis“. Schreiben der Statthalterei vom 16. 9. 1786.

³⁷ „Sua Excellentia Eppalis alumnos suos cum fine anni scholaris ex seminario egressuros vel ex deficientium fundo, vel ex mensalibus proventibus suis usque ad subsecuturam regulationem parochiarum intertenere jubetur“. a.a.O. Schreiben der Statthalterei vom 14. 10. 1786.

³⁸ Auf die Eingabe Christovichs vom 26. 10. 1786 berichtet die Statthalterei: „Ad remonstrantiam suae Excellentiae intuitu trium alumnorum, hoc anno ex generali seminario egressorum atque hic loci adhuc per annum intertenendorum 26 a Octobris excelso Consilio submissam reinsinuatur, eas iam ad Cameralem Adminstrationem Temesiensem dispositiones elargitas esse, ut resoluti pro singulis 150 fl. ex Camerali Cassa suis temporibus extradentur, initio facto a 1a Novembris“. Schreiben der Statthalterei vom 13. 11. 1786. Die Administration verständigt in diesem Sinne den Bischof: als Verpflegungsbeitrag können bei der Administrationskasse zu Lasten des Religionsfonds für drei Zöglinge je 150 Gulden behoben werden. BA Protocoll. Consist. Tom. VI., S. 509. Sessio 5. Dec. 1786.

Priesterhause beschäftigen sollten³⁹. Die Präparanden konnten in der Seelsorge beschäftigt werden, wenn sie der Bischof dazu geeignet fand. Dieser wiederum wurde aufgefordert, ein Verzeichnis der Bücher einzusenden, welche die Jungpriester benötigten⁴⁰. Aber noch immer war die Frage der Unterbringung der Neupriester ungelöst. Christovich dachte schon damals an die Errichtung eines Diözesanpriesterseminars, er beantragte deshalb, die Errichtung eines eigenen Gebäudes als „Priesterhaus“, das im Laufe der Zeit Priesterbildungsanstalt werden könnte. Die Statthalterei aber schlug ihm dafür ein Franziskanerkloster vor. Damals bestanden zwei Franziskanerniederlassungen in Temeschburg, eine in der Festung („Conventus Franciscanorum Temesiensium ad S. Joannem Nepomucensem“), eine weitere, vorher in der Vorstadt Fabrik, wurde später in die Innenstadt verlegt („Conventus Temesiensis Franciscanorum ad S. Catharinam“). Die erste gehörte der Kapistran-Ordensprovinz, die zweite der Salvator-Provinz an. Die Neupriester wurden im Katharinenkloster untergebracht⁴¹. Die „Regulatio Parochiarum“⁴² beschäftigte sich ausführlich mit dem Priesterhaus.

Im Vergleich zu der Zahl der in der Seelsorge stehenden Priester und der zu erwartenden Theologiestudenten sollte die Diözese Tschanad 37 Priesterkandidaten haben. Da sich jedoch im Generalseminar zu Pest nur 13 Theologiestudenten befanden⁴³, wurde der Bischof aufgefordert, sich zu bemühen, daß im folgenden Studienjahre der angegebene Stand erreicht werde und die Priesterkandidaten so verteilt würden, daß davon auf drei Jahrgänge je neun, auf den vierten Jahrgang zehn Kandidaten kommen und sich infolgedessen im Priesterhause immer neun bis zehn Neupriester befinden sollten⁴⁴. Zweck des Priesterhauses war nicht die Ausbildung in den theoretischen Fächern, sondern die Beschäftigung mit der Praxis, wie Altardienst, Brevier, Zelebration sowie seelsorgliche Übungen. Mit seiner Leitung sollte ein Domkapitular betraut werden, der hierfür kein besonderes Gehalt, sondern nur freie Wohnung und Verpflegung im Hause erhalten sollte⁴⁵.

Der Bischof hatte in den Städten, von denen er sich Priesternachwuchs erhoffte, seine „Agenten“, in Raab z. B. einen dort ansässigen Domkapitular, in Tyrnau den

³⁹ „Intimatum, in quo praescribitur norma, qualiter alumni in domo praesbyteriali exercitare debeant“. A.a.O. Schreiben der Statthalterei vom 11. 9. 1787. Vgl. SRA ann. 1774, Nr. 1209, 745.

⁴⁰ Das Domkapitel, bzw. das Bischöfliche Konsistorium behandelte diese Frage in der Sitzung vom 25. 9. 1787 und verfaßte ein Verzeichnis: „Libri pro alumni domus presbyterialis Temesiensis necessarii“, a.a.O. Prot. Consist. Tom. VII., S. 85, Sessio 25. Sept. 1787.

⁴¹ Später wurden die absolvierten Theologen (Präparanden) im Kloster zum hl. Johann Nepomuk untergebracht. A.a.O. Fasc. „Intertentio ex fundo religionis“. Darüber befindet sich auch Material im Graner Primatial-Archiv. Vgl. z. B. das Regest vom Nov. 1784, Nr. 412: „Eppus Emericus Christovich petit secundari suam instantiam circa conventum Franciscanorum Temesvariensium pro domo Presbyterii et Deficientium consequendum.“

⁴² Reskript der Statthalterei vom 15. 7. 1789. Im Bischöfl. Archiv Temesvar, dem Bande „Regulatio Parochiarum“ vom damaligen Archivar, Ehrendomherr Karl Kasics, 1889 beigegeben.

⁴³ Laut Ausweis vom 1. 10. 1788.

⁴⁴ A.a.O. „Regulatio Parochiarum“, S. 105.

⁴⁵ Kováts, a.a.O. 157–166.

Studienpräfekten des Priesterseminars. Allem Anschein nach suchte er auch in Bamberg Priesterkandidaten zu werben; die Namen seiner dortigen Vermittler sind aber nicht bekannt. Von den Geistlichen, die aus Bamberg in das Banat gekommen waren, sind folgende Angaben überliefert: Karl Joseph Bretterreich, ein Deutscher aus Franken, geboren in Kissingen⁴⁶, studierte in München und an der Universität Bamberg⁴⁷. Dort empfing er die Tonsur und die niederen Weihen von Weihbischof Nitschke⁴⁸. Er wirkte in Wien als Studienpräfekt an der Akademie für orientalische Sprachen. Als der Bischof von Tschanad in der Kaiserstadt verlautbaren ließ: Die deutschen Gläubigen im Banat brauchen deutsche Priester! folgte Bretterreich diesem Rufe, er fuhr „auf eigene Kosten“ ins Banat⁴⁹ und empfing dort als 27-jähriger die Priesterweihe⁵⁰. Er wurde Kaplan in Orawitza, Administrator und Pfarrer in Hatzfeld. Als er zu einem Besuch seiner Eltern nach Deutschland ging, beauftragte ihn der Bischof, dort geeignete Priester für seine Diözese aufzunehmen⁵¹. Es gelang ihm, in Bamberg Johann Lorenz Josef Kempff für die Seelsorge im Banat zu gewinnen. Dieser stammte aus Rottenstein (Oberfranken)⁵² und hatte seine Studien im Bamberger Jesuitenkolleg absolviert⁵³. Im Banat angekommen⁵⁴, legte er die vorgeschriebenen Prüfungen ab, worauf er in Temesvar, in der bischöflichen Kapelle, zum Priester geweiht wurde⁵⁵. Als Kaplan in Neu-Beschenowa versah er auch die Seelsorge in der Filialgemeinde „Sankt-Andreas“⁵⁶, später war er Kooperator in Saska.

Eine ganze Reihe von Priestern, die in die Banater Diözese aufgenommen und dasebst auch geweiht wurden, stammen aus Bamberg oder aus dem Bamberger Bis-

⁴⁶ „Germanus ex Franconia, nativitate Kissingensis“

⁴⁷ „Studiis suis operam dedit in alma Universitate Bambergensi, in Franconia superiore . . . theologiam dogmatico-scholasticam et moralem in annum primum frequentavit et in electorali lyceo Monachii in Bavaria, jus canonicum per anni quadrantam et studium morale per annum ibidem absolvit.“

⁴⁸ „Postea ad tonsuram et ad minores Bambergae . . . ordinatus est.“

⁴⁹ „Sequenti anno egit praefectum Musaei minorum classium in caes.-reg. linguarum Orientalium Academia Viennae, circiter per tres annos Tempore impopulationis in Banatu et quidem periculosissimo (quo sc. penuria Germanorum curatorum animarum erat) propriis suis sumptibus Vienna in Banatum profectus est.“

⁵⁰ „Ad titulum hujus dioecesis Csanad fuit susceptus“. BA Status Parochiarum 1777–1778. — Christovich betrachtete es bei seinem Amtsantritt als seine erste Aufgabe, seinen Klerus kennenzulernen. Deshalb verordnete er sofort die Einsendung eines Status animarum. Diese Dokumente ordnete der verdiente Diözesanarchivar, Ehrendomherr Karl Kasics. Zusammengebunden tragen sie die Inschrift: „Status Parochiarum Dioecesis Csanad. de annis 1777–1778“.

⁵¹ „Carolus Bretterreich, parochus Hatzfeldensis, qui in imperio suos visitabat parentes et a sua Excellentia modo defuncto (Engel) licentiam habebat unum alterumque idoneum subjectum secum sumendi.“ Angaben des Jos. Kempff. BA a.a.O.

⁵² „Germanus ex imperio, circuli Bambergensi, Rottensteinii natus.“

⁵³ „Absolvit studia sua Bambergae in Collegio Academico Soc. Jesu a philosophia usque inclusive totam theologiam, item jus canonicum.“

⁵⁴ Zugleich mit dem erwähnten Pfarrer Bretterreich: „His studiis absolutis Banatum ingressus, tamquam candidatus.“

⁵⁵ „Examinatus, approbatus ordinatus est in capella eppali Temesiensi.“

⁵⁶ „et filialem Szent-András providebat.“ BA. a.a.O.

tum. Sie haben in dieser fränkischen Bischofsstadt auch ihre theologischen Studien absolviert. Es handelt sich — außer den bereits genannten — um folgende: Kaspar Kohlmüller trat in seinem sechzehnten Lebensjahre in die bulgarische Franziskanerprovinz ein, erhielt seine Ausbildung im Orden und wurde ad titulum paupertatis zum Priester geweiht. Nachdem er Weltpriester geworden war, wurde er als Kaplan in Temesvar-Innenstadt angestellt⁵⁷. — Friedrich Lorber aus Franken (Fürstenbistum Bamberg) wirkte als Kaplan drei Monate in Hatzfeld, je anderthalb Jahre in Guttenbrunn und in Jahrmarkt, hierauf sechs Monate als Administrator in Temesvar-Josephstadt, schließlich als Pfarrer in Bogarosch⁵⁸. — Adam Johann Pilzbach, ein Franke, wirkte als Kaplan in Groß-Jetscha und Orawitza, als Pfarrer in Reschitza und später in Dognatschka⁵⁹. — Johann Daum war Kaplan in Jarmata und Pfarrer in Freidorf⁶⁰. — Peter Fischer wirkte als Kaplan in Sackelhausen und anschließend in Guttenbrunn⁶¹. — Johann Lausmann war je vier Monate Kaplan in Neu-Beschenova und Orawitza, fünf Jahre Feldkaplan in Tschiklowa („capellanus curatus“) und schließlich Pfarrer in Steierdorf⁶².

Auch aus anderen Diözesen traten Kleriker in den Dienst der Diözese Tschanad: Franz Cisper, gebürtig aus Köhalom (Komitat Ödenburg)⁶³, ließ sich in die Erzdiözese Gran aufnehmen, studierte Theologie in Wien und wurde dort zum Priester geweiht⁶⁴. Nach 12jährigem Dienst in seiner Diözese wurde er Pfarrer in Glogawatz. — Johann Nep. Pigethy, geboren in Tyrnau, absolvierte ebenfalls als Kleriker der Erzdiözese Gran die Theologie in Wien. Nach seiner Priesterweihe in Tyrnau

⁵⁷ „Germanus, Bambergensis“. — „Sextodecimo aetatis anno Franciscanus in Provinciis Bulgarica factus, ibidem philosophiam et 2 annis theologiam speculativam, uno vero anno moralem absolvit.“ — „In ordine ad titulum paupertatis in presbyterum ordinatus.“ — „Post obtentam Roma dispensationem ab ordine, ab dioecesi Csanad. susceptus.“ BA, a.a.O.

⁵⁸ „Germanus, Francus ex dioecesi et principatu Bambergensi.“ — „Absolvit studia sua theologica speculativa et moralia cum jure canonico Bambergae.“ — „Ad titulum dioecesis Csanadiensis pro clerico susceptus et ordinatus in presbyterum Temesvarini.“ BA, a.a.O.

⁵⁹ „Franco ex Bamberg.“ — „Ad titulum dioecesis Csanad qua clericus in minoribus constitutus susceptus.“ — „Absolvit sua studia Bambergae in universitate a philosophia usque inclusive theologiam, item jus canonicum.“ — „Hanc dioecesim ingressus, ordinatus in presbyterum Temesvarini“, BA, a.a.O.

⁶⁰ „Germanus ex dioecesi Bambergensi, nativitate Pschirnensis.“ — „Ad titulum dioecesis Csanad pro clerico susceptus.“ — „Absolvit studia sua in Bamberg a philosophia usque inclusive totam theologiam et jus canonicum.“ — „Hanc dioecesim ingressus, ordinatus in presbyterum Temesiae“. BA, a.a.O.

⁶¹ „Germanus ex imperio, natus Bambergae“. — „Ad titulum dioecesis Csanad. pro clerico susceptus“. — „Absolvit studia Bambergae in universitate a philosophia usque inclusive theologiam speculativam et moralem, item jus canonicum universum“. — „Ordinatus in presbyterum Temesiae“. a.a.O.

⁶² „Szeslitio prope Bambergam natus“. — „Absolvit studia Bambergae per triennium, theologiam speculativam et moralem“. — „Hanc dioecesim Csanad. ingressus, ordinatus in presbyterum Temesvarini“. BA, a.a.O.

⁶³ „Ex comitatu Sopron, nativitate Comaromiensi“.

⁶⁴ „Ad titulum archidioecesis Strigoniensis pro clerico susceptus, absolvi studia Viennae . . . ordinatus in presbyterum Viennae“. — „Hanc dioecesim Csanad. ingressus sum“. BA, a.a.O.

wurde er Kaplan in Jarmata, Schöndorf und Dognatschka und schließlich Pfarrer in Palota⁶⁵. — Anton Georg Tomanovich, gebürtig aus Preßburg, absolvierte die Theologie in Wien, wo er zum Priester der Erzdiözese Gran geweiht wurde⁶⁶. Er war Kaplan in Sankt-Andreas, hierauf Administrator in Billed und wirkte später als „kaiserlicher Pfarrer“⁶⁷ in Tschanad. — Nikolaus Maark aus Tokaj (Komitat Szaboltsch) studierte im Priesterseminar Erlau⁶⁸. Er war Pfarrer in Apátfala, Szöreg (Szyreg), Sankt-Peter und Billed. — Adam Ignaz Sauer, geboren in Klausenburg in Siebenbürgen, absolvierte die Philosophie in Klausenburg, die Theologie in Groß-Wardein⁶⁹. Nach seiner in Temesvar erfolgten Priesterweihe wurde ihm die neuerrichtete Pfarrei Kis-Zombor übertragen, später erhielt er die Pfarrei von Elek. — Jakob Fell aus Fünfkirchen⁷⁰ absolvierte die Dogmatik in Kalotscha, die übrigen Teile der Theologie „privatim“, da in Fünfkirchen zu dieser Zeit noch kein Priesterseminar bestand. Er wurde für die Diözese Fünfkirchen zum Priester geweiht⁷¹ und wirkte, nachdem er in seiner Heimatdiözese neun Jahre gedient hatte, an verschiedenen Orten im Banat⁷², bis er endlich Pfarrer in Groß-Jetscha wurde. — Heinrich Kurz stammte aus Schönberg in Mähren⁷³, Prämonstratenser geworden, studierte er in Olmütz und Prag und wurde in Krakau geweiht⁷⁴. Er war Feldkurat in der kaiserlichen Armee⁷⁵ und wurde nach dem Friedensschluß, am 20. 12. 1765, vom Hofkriegsrat in das Banat (Militärgrenze) als deutscher Feldkaplan des Banatischen Regiments entsandt⁷⁶. — Peter Graff, gebürtig aus Oberweißenbach (Bayern)⁷⁷, absolvierte seine Studien in Amberg und Regensburg⁷⁸ und wurde auf den Titel

⁶⁵ Absolvit humaniora Tyrnaviae, philosophiam vero et theologiam Viennae... ordinatus in presbyterum Tyrnaviae“. — „Dioecesis Csanad. ingressus est“. BA, a.a.O.

⁶⁶ „Ad titulum archidioecesis susceptus, absolvi studia humaniora Posenii, philosophiam... Tyrnaviae... theologiam vero... Viennae, ordinatus in presbyterum Viennae“. — „Hanc dioecesis (Csanad.) ingressus sum“.

⁶⁷ „Parochus loci caesareus“. BA, a.a.O.

⁶⁸ „Ordinatus est ad titulum dioecesis Csanad. Temesvarini“. BA, a.a.O.

⁶⁹ „Transsilvanus, nativitate Claudiopolitanus... finita Claudiopoli philosophia et Varadini per quadriennium theologia, dioecesis Csanad. ingressus sum“. a.a.O.

⁷⁰ „Ex cottu Baranviensi... nativitate Quinqueecclesiensis“.

⁷¹ „Ad titulum archidioecesis Colocensis pro clerico susceptus et philosophia in Academia Budensi absoluta, in seminario Colocensi absolvi theologiam dogmaticam, cetera privata lectione, ordinatus in presbyterum ad titulum dioecesis Quinqueecclesiensis.“ — „Hanc vero dioecesis Csanad. ingressus sum.“

⁷² „Dein ad varia loca dispositus.“ BA, a.a.O.

⁷³ „Ex marchione Moraviae, Schönbergii oriundus.“

⁷⁴ „Absolvit studia Olomucii et Pragae... ordinatus in presbyterum Cracoviae.“

⁷⁵ „Capellanus castrensis factus sub exercitu Augustae, inclyti regiminis Neo-Bekiani.“

⁷⁶ „Secuta pace 1765, 20. Decembris a Supremo Consilio Bellico missus ad Banatum qua capellanus teutonicus Regiminis Banatici.“ BA, a.a.O.

⁷⁷ „Ex palatinatu superiori in Bavaria, nativitate Oberweidenbacensis.“

⁷⁸ „Absolvit sua studia partim Ambergae, partim Ratisbonae, et quidem Ambergae inferiora, insuper logicam et philosophiam, Ratisbonae theologiam moralem et polemicam et jus canonicum in duos annos.“

des Kurfürsten von Bayern zum Priester geweiht⁷⁹. Er wurde Pfarrer von Klein-Jetscha. — Peter Bertoigne, nach seiner Aussage Belgier, stammte aus dem Herzogtum Luxemburg⁸⁰. Nach dem Theologiestudium in Trier wurde er auf den Titel der Diözese Tschanad in der Pfarrkirche zu Makó⁸¹ als 29jähriger⁸² zum Priester geweiht. Er wurde Kaplan in Werschetz, Feldkurat („capellanus curatus“) in Saderlach („Satterlach“), Administrator in Lippa und schließlich Pfarrer in Weißkirchen. — Max Grymer, Pfarrer in Jahrmarkt (Jarmata), wurde als Diakon aus der Diözese Prag übernommen. — Jakob Schmidt, Pfarrer in Sankt-Peter, kam aus der Diözese Konstanz, und Leonhard Rottenbart, Pfarrer in Bagschan, gehörte früher der Diözese Würzburg an.

Eine besondere Aufmerksamkeit gebührt Balthasar Paschinger, einem Österreicher aus Fels⁸³. Nach dem Philosophie-, Theologie- und Kirchenrechtsstudium in Graz⁸⁴ wurde er für die Diözese Seckau zum Priester geweiht⁸⁵. In die Banater Diözese aufgenommen, versah er während seiner zweijährigen Tätigkeit in Temesvar neben seinen Dienstpflichten freiwillig an „Ihrer Majestät hohen Haubtkirche“ auch das Amt des Predigers und Beichtvaters. Er wurde vom Bischof zum Konsistorialrat und Aktuar des Konsistoriums mit Sitz und Stimme ernannt. Es verlangte jedoch den tätigen Mann danach, „anoch mehr in einer wirklichen Seelsorg“ zu leisten und die Stadt mit dem Land zu vertauschen, wo immer wieder neue Ansiedler aus Deutschland eintrafen, die der geistlichen Betreuung bedurften; er sehnte sich danach, in einer eigenen Pfarrei seine Kräfte auszuwirken. Von seinem Oberhirten beauftragt, versah er nacheinander als Pfarrverweser die Pfarreien Perjamosch und Guttenbrunn, bis er 1757 Pfarrer und endlich nach Ableben des Dechanten Franz von Poisson (17. 10. 1756) Dekan in Guttenbrunn wurde. Der Bischof spendete diesem Seelsorger höchstes Lob. Mit großer Genauigkeit führte Paschinger in Guttenbrunn die Matrikelbücher. Er machte es sich nicht so leicht wie die Geistlichen mancher anderen deutschen Gemeinden im Banat, die sich oft damit begnügten, einen Kolonisten als „Lotharingus“ (Lothringer), „Palatinus“ (Pfälzer), „Trevirensis“ (Kurtrierer), „Moguntinus“ (Kurmainer), „Nigrosilvanus“ (Schwarzwälder) oder gar nur als „Imperialista“ (Reichsangehörigen) zu bezeichnen, wenn sie ihn nicht kurzerhand „hujas“ oder „Hiesigen“

⁷⁹ „Ordinatus ad titulum serenissimi electoris Bavariae in presbyterum Ratisbonae.“ — „Ingressus hanc dioecesim Csanad.“ BA, a.a.O.

⁸⁰ „Natione Belga, ex ducatu Luxemburgensi, in pago Liessem natus.“

⁸¹ „Studia omnia Treviris absolvi, et quidem theologiae speculativae tum morali per quadriennium, juri canonico per annum studui; ad titulum dioecesis Csanad. Makoviae in presbyterum ordinatus sum.“ BA, Status Parochiarum 1777–1778, Selbstbiographie.

⁸² BH, Acta personalia, Bertoigne. — In seinem Bericht von 1766 gibt er richtig als Ordinationsjahr 1761 an, doch wird hier als Ort nicht Mako, sondern irrtümlicherweise Temeschburg angeführt. HKA, Banat, Fasc. 31; DUHBL, 1931, 54.

⁸³ „Austriacus, Felsensis“.

⁸⁴ „Absolvit Graecii in Styria philosophiam per triennium, theologiam speculativam per quadriennium, simulque per biennium praelectiones juris canonici audiivi.“

⁸⁵ „Post philosophiam ad titulum Ferdinandaei pro clerico susceptus et sacerdos ordinatus.“

nannten, ganz abgesehen davon, daß manchmal die Personalangaben äußerst dürftig vermerkt waren. Paschinger ging ganz anders zu Werke, und es ist eine Freude, seinen Einträgen von Seite zu Seite innerhalb einer Zeitspanne von zehn Jahren zu folgen. Hier gibt es keine bis zur Unkenntlichkeit entstellten Ortsnamen, wie sie sich in anderen Banater Pfarrbüchern bis zu Dutzenden eingemistet haben. Denn Paschinger war ein gebildeter Deutscher, der mit der Feder umzugehen wußte. Er spitzte die Ohren, wenn seine Pfarrkinder ihm ihre Heimatgemeinden im Reich angaben; er ließ sich auch von den Brautleuten das Heimatdorf bezeichnen, und wenn man ihm den heimatlichen Ortsnamen in seiner mundartlichen Prägung übermittelte, so trug er ihn ebensogut ein, wie sein Ohr ihn vernommen hatte. So heißt es bei ihm einmal „Schönmattenwag in Moguntino“, ein andermal aber mundartlich „Schimeltwag“, wie die Gemeinde Unterschönmattenwag im Odenwald demgemäß schon vor zweihundert Jahren von ihren Bewohnern genannt wurde und heute noch genannt wird. Wortgetreu trug er dieses „Schimeltwag“ ein — nicht etwa „Schilemdobo“, wie es im Pfarrbuch von Jahrmarkt, oder gar „Schimeltobak prope Heidelberg“, wie es im Pfarrbuch von Sackelhausen geschrieben steht; — verballhornte deutsche Ortsnamen, die der Uneingeweihte nicht deuten kann. Guttenbrunn, das jahrzehntelang bis zu dem über 20 km weiter westlich gelegenen Neu-Arad die einzige deutsche Gemeinde war, war auch Mutterpfarre neuer deutscher Siedlungen der 60er Jahre des 18. Jahrhunderts, ehe diese zu selbständigen Pfarren erhoben werden konnten. 1765 wurden Paschinger 120 neuangekommene Familien zugewiesen, die in dem neugegründeten Neudorf, eine knappe Wegstunde von Guttenbrunn entfernt, sesshaft geworden sind, und 1766 erhielt er die Deutschen der etwa 12 km entfernten Filiale Sefdin, die später den Namen „Schöndorf“ erhalten hat, zur Betreuung. Ob es nun Siedler aus dem Odenwald oder der Pfalz, aus Lothringen oder aus dem Kurtrierischen waren, allen seinen Pfarrkindern, die in irgendeiner standesamtlichen Angelegenheit zu ihm kamen, wurde der unermüdliche Pfarrer mit gleicher Gründlichkeit gerecht. Fünfhundert gutverwendbare Einträge über die Herkunftsorte der Kolonisten hat er so im Guttenbrunner Pfarrbuch hinterlassen, das somit eine wertvolle siedlungs- und familien-geschichtliche Quelle darstellt. Nachdem Paschinger Ende Mai 1766 durch das Vertrauen seines Bischofs in das Dekanat nach Neu-Arad berufen worden war, führte er dort bis zu seiner Zurruesetzung 1793 die Pfarrbücher 27 Jahre lang genau so vorbildlich wie in Guttenbrunn. In der Spalte „Patria“ hat er hier ungefähr 1500 exakte Ortsvermerke hinterlassen, eine Fülle, die sich sonst nirgendwo im Banat findet. 1792 wurde Paschinger zum Ehrendomkapitular ernannt⁸⁶. (Fortsetzung folgt)

⁸⁶ Manner, *Guttenbrunn*, München 1958, 10—13. — 1766 berichtet er über sich selbst: „Ich bin aus der Passauer Dioecesis in Unterösterreich gebürtig, anno 1754 auf Veranlassung und Unkosten Sr bischöfl. Exzellenz herabgekommen.“ HKA, *Banat*, Fasc. 31. DUHLB. 1931, 52.

Besprechungen

Handbuch theologischer Grundbegriffe. Unter Mitarbeit zahlreicher Fachgelehrter herausgegeben von Heinrich Fries, Band I Adam — Kult, 1962, 880 Seiten; Band II Laie — Zeugnis, 1963, 966 Seiten. Kösel-Verlag, München. Zusammen 140,— DM.

Das Angebot von Lexika und Handbüchern sowohl für den wissenschaftlichen Theologen als auch für den seelsorglich Tätigen war in den letzten Jahren nicht gering. Ein weiteres kann sich nur rechtfertigen, wenn ihm eine in ihrer Art neue Konzeption zugrunde liegt und diese auch von allen Mitarbeitern soweit irgend möglich durchgehalten wird. Das von dem Münchener Fundamentaltheologen Heinrich Fries herausgegebene und jetzt abgeschlossene Werk wagt einen solchen Versuch und legt entsprechende Abhandlungen von rund 100 Fachvertretern Deutschlands, aber auch des Auslands vor — auch äußerlich die übliche lexikographische Spalteneinteilung vermeidend und einem angenehmen durchgehenden Zeilensatz folgend. Es bietet nicht weniger als etwa 160 Beiträge, die unter der Idee des theologischen Grundbegriffes ausgewählt wurden. Viele bedeutende Objekte der Theologie werden in dieser imponierenden Übersicht so gründlich bedacht, daß die innere Ökonomie des Glaubens geschlossener als sonst bei Lexika zur Darstellung kommen konnte. Ein von H. R. Schlette bearbeitetes unentbehrliches Sachregister am Ende des 2. Bandes ergänzt noch in besonders dankenswerter Weise die eigentliche Nomenklatur. Der Aufbau der Beiträge sollte nach der Intention des Initiators möglichst im Dreierschritt erfolgen: biblischer Ursprung des jeweiligen Begriffs, wesentliche Züge seiner geschichtlichen Entfaltung und schließlich Systematik desselben samt seinen heut erörterten Problemen bis hin zur Existentialtheologie. Daß hierbei die theologisch-wissenschaftliche Individualität des jeweiligen Mitarbeiters nicht zu kurz kommen sollte, um nicht die plurale Gestalt der Theologie zu unterbinden, versteht sich gerade heute von selbst.

So stand zu erwarten, daß der Leser einer so entworfenen Abhandlung die „historische Vernunft“ von den ersten Gründen an am Werke sieht und die Beiträge ein Spiegel der Zweieinheit von historischer und spekulativer Theologie werden, angesichts des heutigen Umbruchs vieler Lehrmeinungen zugleich aber auch spürbar wird, daß das Geschäft der Theologie keinesfalls durch ein perfektes System endgültig abgeschlossen werden kann, sondern notwendig je und je von jeder Generation weiter geführt werden muß, wenn

anders es um den sich selbst erschließenden und dennoch unfassbaren Gott, nicht aber um eine tote Sache geht. Ein so konzipiertes Werk ist naturgemäß höchst aktuell und war in der Tat in der heutigen Situation notwendig. Es dient nicht nur der Wissenschaft, sondern orientiert vor allem jeden theologisch Interessierten, den Seelsorger und gebildeten Laien, zuverlässig und unmittelbar über den gegenwärtigen Stand besonders der bibeltheologischen und dogmatischen Diskussion. Nicht zuletzt wird es zur Überwindung der in weiten Kreisen herrschenden Unruhe beitragen. Wer sich selbst einen Dienst und eine Freude zugleich bereiten will, sollte dieses Handbuch gründlich studieren. Der Herausgeber verdient schon wegen der Idee eines solchen Werkes hohes Lob und den Dank aller.

Von den zum Teil meisterhaften Abhandlungen, die naturgemäß jeder Mitarbeiter je für sich verantwortet, seien einige besonders aktuelle wenigstens aufgezählt: Arbeit (Chenu), Aristotelismus (Hödl), Eigentum (Klüber), Eucharistie (J. Betz), Firmung (A. Adam), Gemeinschaft (Höffner), Geschlechtlichkeit (A. Auer), Offenbarung (Geiselman), Philosophie und Theologie (Söhngen), Protestantismus (Maurer), Sünde (Scheffczyk), Theologie (Fries), Thomismus (Lotz).

In Hinsicht auf eine sicher kommende Neuaufgabe seien folgende Wünsche genannt: Über die große Frage, was denn ein theologischer Grundbegriff und was alles als solcher anzusehen sei, kann man natürlich verschiedener Meinung sein. Nichts aber aus der bisherigen Nomenklatur wollte man missen. Im Gegenteil! Sie sollte grundsätzlich ergänzt werden. — Da ferner die fundamentaltheologischen und dogmatischen Anliegen dominieren, sehen sich andere Disziplinen schon innerhalb bestimmter Abhandlungen oft nicht genügend berücksichtigt. So fehlen z. B. in dem Beitrag „Natur“ die moraltheologischen und rechtsphilosophischen Perspektiven; sie werden, wie gewöhnlich, übergangen. Auch der leider fast nur historisch und kaum systematisch-spekulativ arbeitende Beitrag „Naturrecht“ erörtert den Begriff Natur in der Rede vom Naturgesetz bzw. Naturrecht nicht. — Man vermißt schließlich manchen wichtigen Grundbegriff anderer Disziplinen. Wohl gibt es in der Nomenklatur „das Böse“, es fehlt aber „das Gute“ (!) oder beispielsweise Moralprinzip, Ehrfurcht, Gotteskindschaft, Seele. Ergänzende Zusammenstellungen des Sachregisters sind nur ein schwacher Ersatz für eine systematische Behandlung der jeweiligen Begriffe. Jede neue wäre eine weitere Bereicherung dieses äußerst wertvollen Werkes.

Paul Hadrossek

Enchiridion Symbolorum Definitionum et Declarationum de rebus fidei et morum. Quod primum edidit Henricus Denzinger et quod funditus retractavit auxit notulis ornavit Adolfus Schönmetzer S. J. Editio XXXII. Verlag Herder Barcelona 1963. XXXI u. 907 S., Ln. DM 29,50.

Die 28.—31. Auflage des Denzinger'schen Enchiridion besorgte K. Rahner. Im Vorwort zur 31. Ausgabe v. J. 1956 sprach er bereits von der Notwendigkeit einer „accuratio totius libri retractatio in aliqua futura Enchiridii editione“ und erbat Anregungen und Vorschläge, „was etwa in dem Werke geändert, was hinzugenommen, was weggelassen werden solle“. Beim Erscheinen des ersten Bandes des Lexik. f. Theol. u. Kirche i. J. 1957 war die Neubearbeitung des „Denzingers“ offenbar schon beschlossene Sache; denn im Abkürzungsverzeichnis (S. 24*) findet sich bei der Erklärung der Abbrüviatur D nicht nur die volle Titelangabe des Buches, sondern auch die Bemerkung: „nach Erscheinen der neuen Auflage wird nach den neuen Nummern zitiert werden.“

Die neue Auflage mit den neuen Nummern liegt jetzt vor. Der Rezensent hörte in einem Gespräch über diese Neubearbeitung als erste Reaktion die scharfen Worte fallen: die Aufgabe der bisherigen Numerierung zugunsten einer völlig neuen Zählung sei einfach unverständlich; bei einem derart verbreiteten, in zahllosen Zeitschriftenartikeln, Büchern und Lexiken zitierten Quellenwerk kaum weniger unsinnig, als es etwa eine neue Verseinteilung der biblischen Schriften wäre. So sehr ein solches Urteil auch über das Ziel hinausschießt, es bringt dennoch die Bedeutungsschwere der Änderung zum Ausdruck. Aber die Entscheidung für eine ganz neue Zählung ist nach verantwortungsbewußter Prüfung aller Gesichtspunkte, nach sorgsamem Abwägen des Für und Wider getroffen worden. Die Zahl älterer synodaler u. päpstlicher Texte, die — als bedeutungsvoll und aktuell erkannt — Aufnahme finden sollten, erwies sich als zu groß, als daß die Praxis früherer Auflagen befolgt werden konnte: nämlich ein Dokumentenstück der Vergangenheit, mit einem Buchstaben versehen, zwischen die alten Texte bzw. Nummern einzufügen (etwa: 740 a, 740 b). Ein vollständiger Bruch mit den bisherigen Ausgaben wurde glücklicherweise dadurch vermieden, daß neben den neuen Nummern, die am äußeren Rand der Seiten ihren Platz haben, auch die alten Nummern vermerkt sind, und zwar am inneren Seitenrand: sofern nicht ein waagrechtes Strichlein „—“ anzeigt, daß der betreffende Text in den früheren Auflagen fehlt.

Über die „Selectio documentorum“, die der Auswahl der Texte zugrundegelegten Prinzipien, gibt der Herausgeber in der Einführung (S. 3 f.) Rechenschaft. Außer tunlichster Beachtung von Ratschlägen und Wünschen, die von kompetenter Seite geäußert worden sind, war noch ein anderes Moment bestimmend: die Tatsache nicht wenig

neuer theologischer Fragestellungen in jüngerer Zeit, wofür nach Möglichkeit gerade auch eine frühere Dokumentation erbracht werden sollte — was eine sorgfältige Durchsicht der alten Quellen notwendig machte. Daher kommt es, daß, abgesehen von den letzten sechzehn Nummern (aus fünf verschiedenen kirchlichen Erlassen: vier noch aus der Zeit Pius' XII., einer aus dem Pontifikat Johannes' XXIII.), die übrigen vielen Neuaufnahmen aus älteren kirchlichen Verlautbarungen geschöpft sind. Um die Aktualität neu aufgenommener Belegstellen zu erweisen, einige Beispiele: Im Index alphabeticus und systematicus erscheinen folgende Stichworte und stichwortartige Angaben: *Functio laicorum in Ecclesia* (845); *Judaei: tolerantia in — os* (894); *Tolerantia persuasionis religiosae aliorum* (871). Von nicht geringerer aktueller Thematik sind die erst in dieser Auflage mitgeteilten ekklesiologisch-bedeutsamen Dokumente: Die Kollektiverklärung des Deutschen Episkopates auf die Circular-Depesche Bismarcks (im deutschen Wortlaut, latein. Übersetzung unter dem Strich) und die Billigung dieser Erklärung durch den Brief Pius' IX. „*Mirabilis illa constantia*“ v. J. 1875 — beides in unserem Enchiridion unter der Überschrift: *De iurisdictione Romani Pontificis et episcoporum* (3112—3117); ferner das Kernstück des Briefes des Hl. Officiums an Erzbischof Cushing von Boston vom Jahre 1949 über die Heilsnotwendigkeit der Kirchenmitgliedschaft, worin ein falscher Rigorismus verurteilt wird (3866—3873).

Endlich leitete den Herausgeber bei der Zusammenstellung der Texte der Grundsatz möglicher Objektivität. Er will kein „purgiertes“ Enchiridion „ad usum Delphini“ bieten. Er hält es unter der Würde eines echten Theologen, Schwierigkeiten aus dem Wege zu gehen oder sie — aus Besorgnis, die jungen Hörer zu konsternieren, — zu verheimlichen. Deswegen bringt das neubearbeitete Werk z. B. jene als historisch echt erhärteten päpstlichen Dokumente, die Äbten (ohne bischöflichen Charakter) das Privileg verleihen, die Diakons-, ja die Priesterweihe zu spenden. Deswegen wurden gewisse schon im alten „Denzinger-Rahner“ befindlichen Texte, obwohl sie je länger, je mehr uns Heutige irritieren, uns wehe tun, nicht einfach ausgelassen — wie es einigen weniger wichtigen Stücken bei dieser Umarbeitung ergangen ist. Diese Tatsache legt nahe, den von Sch. erhobenen Vorwurf, die vorangegangenen Ausgaben hätten es in der Stoffauswahl mitunter an Unparteilichkeit fehlen lassen, cum grano salis zu verstehen. Im gegenwärtigen Enchiridion finden wir also wieder die These M. Luthers: „*Haereticos comburi est contra voluntatem Spiritus*“ unter den von Leo X. verurteilten (1483). Da sind auch wieder Sätze der Synode von Pistoja, deren Zensurierung durch Pius VI. uns im Zeitalter der liturgischen Erneuerung und des II. Vaticanums schier unbegreiflich vorkommt; manche Sätze des

Syllabus Pius' IX., die in ihrem sensus obivus als Irrtümer anzuerkennen und als solche abzulehnen heute unmöglich anmutet. Leicht ließen sich weitere ähnlich gelagerte Fälle anführen. Der Theologe darf sie nicht ignorieren; er muß sich derartigen kirchengeschichtlichen Fakten stellen; er darf unbequeme Texte auch nicht in einer tendenziösen, schönfärberischen Apologetik von gestern bagatellisieren und verharmlosen, nicht auf billige Weise harmonisieren. Obgleich der Herausgeber durch sein wirksames Bemühen um Objektivität in der Wahl und Darbietung der Zeugnisse den Dogmatiker vor manche wirkliche Aporien stellt, er ist selbstverständlich richtig verfahren. Übrigens trägt er selbst zur Lösung dieser Aporien beträchtlich bei durch seine willkommenen Ausführungen „Valor documentorum“ (Seite 7–9). Hier eine kritische Bemerkung: Wenn das alphabetische Verzeichnis die Stichworte aufweist: „Inquisitio judicialis mediis violentis“ und „Tormenta inquisitionis judicialis“ und dafür auf das die Folter ablehnende erfreuliche Responsum Nikolaus' I. verweist (648), dann erfordert die von Sch. mit Recht so urgierte strenge Sachlichkeit und Gerechtigkeit und die geschichtliche Wahrheit auch eine Textprobe aus der unglückseligen, die Folteranwendung zur Geständniserzwingung bejahende und empfehlende Konstitution Innozenz' IV. „Ad extirpanda“.

P. Schönmetzer gebührt für die in die Augen springende Gründlichkeit dieser Neuauflage, für die exakten Quellenangaben und historischen Einführungen, für die hinter dieser Edition stehende ungeheure entsagungsvolle Arbeit uneingeschränkte Anerkennung und aufrichtiger Dank. Zunächst werden fortan alle Anfänger des Theologiestudiums das Werk erwerben. Nicht entbehren können diese Neuauflage die Theologie-Dozenten; sie werden künftig mindestens in literarischen Arbeiten danach zitieren müssen. Und warum sollten nicht auch die einstigen Theologen („einstigen“?) und jetzigen „Pastores“ in einer löblichen Neugier sich ihren von Grund auf verjüngten „alten Denzinger“ zulegen und darin blättern — und sogar in das eine und andere Stück sich lesend vertiefen? L. Drewniak

Jakob Barion, Hegel und die marxistische Staatslehre. H. Bouvier u. Co. Bonn 1963, 235 Seiten.

Vor einigen Jahren wurde innerhalb des Marxismus eine lebhaft diskussion geführt über die Beziehung des Marxismus zu Hegel. Man warf den orthodoxen Marxisten Lukacs und Bloch vor, sie überwerten die Bedeutung Hegels für den Marxismus. Man dürfe den Marxismus nicht als Fortsetzung der Hegelschen Philosophie sehen. Es gehe auch nicht an, Hegels Dialektik als Ausgangspunkt der marxistischen Lehre zu bezeichnen. All das offenbare ein weitverbreitetes ideengeschichtliches

Vorurteil. Richtig sei vielmehr, daß der Marxismus seine Wurzeln nicht im Hegelianismus habe; die marxistische Dialektik stelle eine Neuschöpfung dar; sie sei unabhängig von Hegel entstanden und entwickelt worden.

Barions lesenswerte Ausführung könnte sich an dieser Polemik entzündet haben. Er unternimmt es, das Verhältnis „Hegel und Marx“, „Hegel und der Marxismus“, zu zeichnen. Er greift aus der Fülle von Themen, mit denen sich Hegel eingehend befaßt hat, nur jene heraus, welche den Staat und die Gesellschaft betreffen. Die Frage nach dem Staat, sagt der Autor, ist verwickelt und schwierig. Lenin habe schon immer ihr erneutes Durchdenken gefordert. Sie sei zu einer Schicksalsfrage unserer Zeit geworden, und Hegel wie Marx haben dazu beigetragen.

Der Autor will die Probleme, welche die Wirklichkeit des Staates an uns stellt, philosophisch ergründen. Er will sie von der Wurzel her, die sie bei Hegel haben, verständlich machen. Durch die Kritik historischer Theorien und die Kritik der Grundlagen der gesellschaftlichen Wirklichkeit will der Autor das Fragwürdige in ihnen erkennen, es wankend machen und so den Schein der Sicherheit zerstören. (174)

Schon vom Zweck der Untersuchung her mußte es durchaus nahegelegen haben, Hegels Staatstheorie in ihrer Entwicklung und im Rahmen des Hegelschen Systems darzustellen. Diese Ausführungen finden ihre Krönung in den schönen Abschnitten über den Staat als Vollendung der Sittlichkeit, über den Staat als Verwirklichung der Freiheit und über Probleme der Staatsverfassung. Im zweiten Teil beschreibt der Autor den Marxismus und den Staat in drei Kapiteln, die Marx und Hegel, dem Staat bei Marx und Engels und der marxistisch-leninistischen Staatstheorie in ihren Grundzügen gewidmet sind. Die letzten Ausführungen enthalten eine klare kurze Zusammenfassung.

Mit großer Eindringlichkeit stellt uns der Autor die beiden Staatsdenker Hegel und Marx als Männer vor, deren Gedanken bis in die gesellschaftlich-politische Wirklichkeit unserer Gegenwart wirksam sind. Sie bilden mit Recht gerade heute ein wichtiges Thema der Diskussion. Überzeugend legt Barion dar, wie das Verhältnis von Marx zu Hegels Philosophie sich nicht auf eine einfache Formel bringen lasse. Schon der Student Marx habe mit Hegels Philosophie gerungen. Das gesamte Marx'sche Schrifttum sei von Hegels Gedanken durchsetzt. Freilich stehen auch schon in seinen frühen Werken Sätze zu lesen, die Hegel umdeuten, ablehnen, die die Verwirklichung der Philosophie als ihr Weltlichwerden verstehen.

Und was den Marxismus angeht, so hat Lenin schon immer vertreten, man könne zu Marx nicht ohne Hegel vordringen. Lenin liest Hegel materialistisch. Er war sich durchaus bewußt, daß er damit Hegel nicht gerecht werden könne. Gleich-

wohl hielt er diese seine Lesart für richtig, denn Hegels Philosophie erschien ihm wie ein auf den Kopf gestellter Materialismus. Lenins Auffassung entspricht Engels, wie er sie in seinem Feuerbachbuch vertreten hat. Ähnlich gehen moderne Marxisten in ihren Hegelinterpretationen vor.

Marx hat sich nie mit einer theoretischen Revolution zufriedengegeben. Er will die gegenwärtige wirkliche Welt verändern. Er will den Umsturz. Er will eine politische und soziale Revolution, um die konkreten Freiheiten der Menschen in einer neuen Gestalt der menschlichen Gesellschaft zu verwirklichen. Für Marx ist der Staat ein offensichtliches Hindernis auf dem Weg zur neuen Gesellschaftsordnung. Er sieht den Staat als eine Machtinstitution der herrschenden Klasse, die ihre eigenen Interessen mit Zwangsmitteln schützt. Der Staat ist ein Organ des Unrechts, die Quelle der sozialen Mängel. Im orthodoxen Marxismus tritt die These vom Absterben des Staates immer mehr zurück.

Der Autor schließt mit der eindrucksvollen Frage, wie weit die Freiheit noch erhalten bleiben kann, im Sinne eines Marx, für den es zur Freiheit gehört, nicht nur was, sondern ebenso sehr, wie ich lebe, nicht nur, daß ich das Freie tue, sondern auch, daß ich es frei tue, — eines Marx, dem die Unfreiheit die eigentliche Todesgefahr für den Menschen bedeutet. Von dieser Todesgefahr sind wir Menschen immer bedroht; in unserer Zeit aber scheint sie in ihr akutes Stadium getreten zu sein. Der Wille zur Macht erweist sich in der Tat als der Dämon des Menschen.

Der Autor versteht es, seine Gedanken klar und schön zum Ausdruck zu bringen. Er behandelt hier ein Thema, das heute jedermann zutiefst angeht. Er trägt es so überzeugend vor, daß es von der ersten Seite an bis zur letzten zum Mitdenken und zum Nachdenken zwingt.

Eduard J. M. Kroker

Joseph Lortz, **Geschichte der Kirche in ideengeschichtlicher Betrachtung**. Band I: **Altertum und Mittelalter**. Verlag Aschendorff Münster 1962, 21., völlig neubearbeitete Auflage mit 27 Karten und 22 Bildtafeln, 526 Seiten, DM 43,—.

Als 1929 die Kirchengeschichte von Lortz zum ersten Male erschien, fand sie eine Generation von Studierenden vor, die nach Synthese, nach der großen Überschau und Zusammenfassung geradezu hungerte. So wurde eine Kirchengeschichte in ideengeschichtlicher Betrachtung aufs lebhafteste begrüßt. Obwohl der „Lortz“ wegen seiner (notwendigen) Zurückdrängung des Details und des Fehlens einer Bibliographie die Lehrbücher nicht ersetzen konnte und wollte, so wurde er dennoch ein Begriff, 20mal wurde er aufgelegt und in mehrere Fremdsprachen übersetzt.

Nun legt der Verfasser die 21. Auflage vor.

Während die vorhergehenden Auflagen sich im wesentlichen gleich geblieben waren, ist diese „fast völlig neu geschrieben“ und auf das Doppelte des früheren Umfangs erweitert worden, so daß sich nunmehr zwei Bände ergeben.

L. gibt im Vorwort Rechenschaft über sein früheres und neues Werk. Die ideengeschichtliche Methode war nicht immer unangefochten geblieben. Es gab den Vorwurf mangelnden Tatsachensinns, der Einführung geschichtsfremder Gesichtspunkte (der „Ideen“) und des zu leichten katholischen Harmonisierens der kirchengeschichtlichen Problematik. — Der beschränkte Umfang der früheren Darstellung, die Notwendigkeit, sich auf die Grundzüge zu beschränken, mag solchen Mißverständnissen Vorschub geleistet haben.

Im Unterschied zum früheren Text bietet daher der neue vor allem eine stärkere Differenzierung des Dargestellten. (Als Beispiel diene die Behandlung des hl. Bernhard von Clairvaux auf zehn Seiten!). Den (möglichen) Einwänden gegenüber betont der Verfasser: Das Nebeneinander der — kritisch festgestellten — Einzelfakten ist nicht der geschichtliche Ablauf selbst. Dieser ist ein Lebendiges und Ganzes, — nur ein denkendes d. i. ideengeschichtliches Ergreifen vermag dieses zur Darstellung zu bringen. (Ein Postulat, das sich auch Bihlmeyer-Tüchle zu eigen machte, wenn er die pragmatisch-genetische Methode dahingehend akzentuiert, vgl. dessen *Kirchengeschichte* Bd. I, 16. Aufl. 1951 und 1958, Seite 3). Die „Ideen“ würden dem kirchengeschichtlichen Leben, ja der Offenbarung selbst entnommen und nicht von außen — aus der allgemeinen Geistesgeschichte — herangetragen. Denn „Kirchengeschichte ist Theologie“. Bei aller gebotenen kritischen Einstellung wolle er sich als katholischer Kirchenhistoriker den Blick auf die Einheit der Überlieferung nicht trüben lassen. Schließlich plädiert L. für eine hist. Erkenntnis, bei der — im Gegensatz zu einem einschichtigen kritischen Intellektualismus — die Ganzheit der seelischen Kräfte mitbeteiligt ist. Eine solche sei berechtigt, wenn ihr Ergebnis zum rein kritisch Erarbeiteten nicht im Widerspruch steht.

L. begründet es, wenn bestimmte Teile der kirchengeschichtlichen Materie in der Darstellung stärker berücksichtigt werden. Dies hänge von der geschichtlichen Wirkung der betreffenden Kräfte und Ereignisse ab; vor allem aber, wenn diese von ökumenischem Belang seien. Dies gelte (mittelbar) vom Problem der mittelalterlichen Frömmigkeit und von der Reformation Luthers. Auch die Ostkirchen würden mehr als bisher berücksichtigt. Entgegen neueren Vorschlägen (H. Jedin) hält Lortz an der überkommenen Periodisierung in Altertum, Mittelalter und Neuzeit fest. („vorausgesetzt, daß man solche Stichworte in ihrer Tragweite nicht überfordere“).

Die Freunde der ideengeschichtlichen Methode werden den neuen „Lortz“ dankbar begrüßen.

Die alten Vorzüge werden sie, durch neue vermehrt, wiederfinden; so die Erörterung des „geistigen Raumes“ (§ 5), des Problems der Christianisierung der Germanen („Aufgabe und Möglichkeiten“) u. a. m. Wer eine reflektierende Geschichtsbetrachtung liebt, den wird auch die manchmal spekulativ-bohrende Intensität der Darlegung nicht schrecken. Neben der Anreicherung mit Detail bietet das neue Werk einen überaus erwünschten Anhang über „Kirche und Synagoge“ und eine große Anzahl von geographischen Karten zu kirchen- und kulturgeschichtlichen Themen. (Ein Versehen ist dem Verfasser unterlaufen: In Anm. 193 a wird Adalbert von Magdeburg [† 981] mit Adalbert von Prag [† 997] vermischt).

A. H.

Thomas Ohm, **Asiens Nein und Ja zum westlichen Christentum**. Kösel-Verlag, München; zweite, neu bearbeitete Auflage 1960, 241 Seiten, DM 16,50.

Asien ist für den Europäer seit jeher ein in jeder Hinsicht geheimnisvoller Kontinent gewesen. Daran hat sich selbst im Zeitalter weltweiter Kommunikation und Information wenig geändert. Die Erfahrung vieler Asiaten bestätigt, wie sehr das allgemeine Asienbild des Durchschnittseuropäers von der Wirklichkeit entfernt ist. Selbst die Missionsberichte, die sich mit der Geistes- und Gedankenwelt Asiens befassen sollten, haben Asien in dieser Hinsicht wenig nähergebracht, schon deshalb, weil sie nur einen verhältnismäßig kleinen Leserkreis erreichten.

Hier füllt das Buch von Thomas Ohm, das sich mit der Geistes- und Gedankenwelt der Asiaten im Bezug auf das westliche Christentum befaßt, eine empfindliche Lücke aus. Der vor kurzem verstorbene Verfasser, einer der ersten katholischen Missiologen Europas, hat sich eine schwere, vielseitige und komplizierte Aufgabe gestellt. Allein der Blick auf das Namen- und Sachregister verrät die Weite seines Bemühens und Könnens.

In der Einleitung heißt es: „Die Christen des Abendlandes gehen heute durch Drangsale und Gefahren, Nöte und Ängste, Erschütterungen und Gerichte, durch innere ebenso wie durch äußere . . .“ „Warum ist das alles gekommen, was gekommen ist? Hat es wirklich kommen müssen? Wäre es auch gekommen, wenn wir mit unserem Christentum im Recht wären und das Christentum im Sinne Christi verstanden und gelebt hätten, wenn Christus zu uns als den Seinen stünde?“ (Seite 11). Von solchen Gedanken ausgehend untersucht der Verfasser die Beurteilung des Christentums und dessen Aufnahme bei den Asiaten (Es sind rund 1500 Millionen, also die Hälfte der Menschheit!) aufgrund von Erfahrung, Gesprächen, Vorträgen und Veröffentlichungen, damit das abendländische Christentum sich zu der Gestalt befreie, die es zur fruchtbaren Begegnung mit der Welt befähigt.

Asiaten sind für den Verfasser „in erster Linie die Bewohner Indiens, Hinterindiens, Ostasiens und der südostasiatischen Inselwelt bzw. die Hindus, Buddhisten, Konfuzianer, Taoisten und Shintoisten, also jene Bewohner des Ostens, deren Geistesart und Geistesleben sich bis zum Beginn der Neuzeit mehr oder weniger rein asiatisch oder unabhängig von Europa entwickelte . . .“

Als Abendland betrachtet er hier das „katholische, protestantische und säkularisierte Westeuropa und Amerika“ und unter abendländischem Christentum das von den Christen und „christlichen Völkern“ des Abendlandes verkündete, vertretene, gelebte und verkörperte Christentum, und zwar mit allen seinen Zügen und Bestandteilen, seinen allgemeinen wie seinen europäischen, seinen menschlichen wie seinen göttlichen.“

In neun ungleichmäßigen Abschnitten, die sich mit verschiedensten Problemen befassen, z. B. Wahrheit und Wert des abendländischen Christentums, Kirchen und Kirchentum, Lehre, Frömmigkeit, sittlich-soziales Leben, Mission, Kunst, Sitten und Bräuche, werden die Ansichten der Asiaten dargelegt, dann näher erklärt und schließlich kritisch beurteilt.

Auf diese Weise breitet der Verfasser ein sehr umfangreiches Material aus Erfahrungen, Äußerungen, Gesprächen und Zitaten aus; anerkennende und tadelnde, wohlwollende und böswillige Kritik; günstige und ungünstige Äußerungen sind hier in großer Zahl vereinigt. Die Lektüre des Buches mag viele unvorbereitete europäische Leser wegen der Vielfalt und oft auch Widersprüchlichkeit der Äußerungen verwirren oder entmutigen. Dies ist jedoch nicht die Absicht des Verfassers; christlicher Optimismus verläßt ihn nicht. Die Leser werden auch davor gewarnt, aus irgendeiner einzelnen Äußerung oder Tatsache allgemein geltende Schlußfolgerungen zu ziehen oder zu meinen, das ganze Volk oder Land kennengelernt zu haben.

Professor Ohm geht es darum, das „Nein“ Asiens für die Unterscheidung von Wesen und abendländischer Verwirklichung des Christentums auszuwerten. So schreibt er zum Beispiel zur Gewissensfreiheit: „Sogar von asiatischen Christen ist die Anklage auf Intoleranz erhoben worden. So sagen die Orientalen immer . . . Tatsächlich sind hier viele Fehler von uns gemacht worden“ (Seite 50). Zum katholischen Dogmatismus: „Anders schon verhält es sich mit dem Wunsche von Asiaten, unsere Glaubenswahrheiten möchten in die Formen indischer, chinesischer und japanischer Denkart und Weisheit gekleidet werden“ (Seite 83). Zum Verhältnis zu den Heiden: „Wir geben aber zu, daß Europäismus, Abwehrzwang und Angriffswille uns Christen bisher nicht immer objektiv über die heidnische Wissenschaft urteilen ließen. Wir waren nicht immer offen und aufgeschlossen . . . Eine gerechte Würdigung der Gedankenarbeit und Einsichten der Nichtchristen

ist nur von der Zukunft zu erwarten“ (Seite 89). Über sittlich-soziales Leben: „An diesen Vorwürfen ist Wahres... Ein katholischer Landpfarrer (im Orient) sagte mir einmal, seine Bauern seien alle noch Heiden. Sie meinten es gut und würden sicher in den Himmel kommen — aber Christen seien sie nicht. Dieses Urteil war hart. Wahr ist aber wohl, daß viele sich die Ideale des Christentums nicht innerlich angeeignet haben“ (Seite 137). Über die katholische Mission: „Die Tatsache, daß diese (Glaubensboten) predigen, nehmen die Asiaten im allgemeinen noch hin. Aber die Art, wie sie predigen, und vor allem, wie sie die nichtchristlichen Religionen bekämpfen, gefällt weniger. Wir verurteilten ihre Religionen, ohne sie genügend zu kennen, stellten Behauptungen auf, die nicht zuträfen und gäben ständig ‚Fehlinterpretationen‘ der nichtchristlichen Religionen. Man solle nur an die ‚Anbetung der Götzenbilder‘ denken; kein Asiate bete Bilder an. Wir redeten von ‚Polytheismus‘ wo gar keiner vorliege. Wir bewiesen die Machtlosigkeit der Götter damit, daß diese nicht helfen könnten. Unsere Heiligen halfen aber auch nicht. Auch der Takt fehle uns. Wir kannten gegenüber den anderen Religionen keine Schonung und Rücksicht. Wir bestreiten nicht, daß viele Missionare fremde Menschen und Völker falsch gesehen und beurteilt haben und vielleicht noch beurteilen“ (Seite 182–183). Über die Theologie: „Unsere Theologie entspricht bis jetzt der europäischen Periode der Kirchengeschichte und der Theologie selbst. Diese Periode ist zu Ende oder geht zu Ende. Unsere Theologen, vorab die Dogmatiker, haben allen Grund und sogar die Pflicht, ihren Horizont zu erweitern, nach Asien hinüberzuschauen, die Asiaten anzuschauen, ihre Meinungen zu hören, und dann in ihren Büchern und Vorlesungen entsprechend zu handeln, also die Fragen der Asiaten und ihre Anliegen aufzunehmen... Die Theologen sind verpflichtet, bei der Erfüllung des Auftrags, alle Völker zu Jüngern zu machen, mitzuwirken. ‚Exklusive Selbstgespräche, und auch Gespräche nur mit und für Menschen des Westens genügen nicht mehr“ (Seite 220 f.).

Die Bedeutung solcher Ausführungen im Hinblick auf das gegenwärtige Konzil liegt auf der Hand. Als Fazit der Darlegungen Ohms könnten folgende Sätze angesehen werden: „Wichtig und entscheidend ist für uns die Frage nach der Richtigkeit der asiatischen Urteile und Wertungen. Vieles von dem, was außenstehende Asiaten denken und sagen, ist falsch und kann kaum anders als falsch sein... Aber vieles ist richtig gesehen und konnte gerade von den Asiaten, weil sie Abstand haben und ‚im Schatten‘ sitzen, deutlich, klar und scharf erkannt werden. Die Urteile über viele Mängel des europäischen Christentums sind hier nicht ausgenommen. Nur wird das fehlerhafte europäische Christentum oft zu Unrecht mit dem Christentum als solchem identifiziert“ (Seite 206).

Eduard Steinwand, **Glaube und Kirche in Rußland**. Verlag Vandenhoeck u. Reprecht in Göttingen, 1962, 158 Seiten, DM 8,60.

Marie Steinwand und Karl Cramer sind sich des Wagnisses bewußt, das sie mit der Herausgabe der gesammelten Aufsätze des verstorbenen Eduard Steinwand unter dem Titel: **Glaube und Kirche in Rußland**, eingehen. Wiederholungen und Überschneidungen werden sich bei einem derartigen Unternehmen kaum vermeiden lassen.

Der V., langjähriger Professor für Praktische Theologie an der evangelischen Fakultät in Dorpat, bietet uns in seinen Untersuchungen und Betrachtungen interessante Einblicke in die Glaubenswelt der orthodoxen Kirche in Rußland. Indem er sich hauptsächlich auf die gelebte orthodoxe Frömmigkeit stützt und weniger Vertreter der akademischen Theologie als vielmehr religiös eingestellte Dichter — besonders Dostojewskij — zu Wort kommen läßt, sind seine Beiträge eher als eine Einführung in die russisch-orthodoxe Mentalität oder in die sogenannte „russische Seele“ als in die russisch-orthodoxe Theologie zu betrachten. Dies gilt vor allem für die ersten vier Aufsätze: 1. Der östliche Radikalismus in seiner Auswirkung auf die Frömmigkeit; 2. Christliche und bolschewistische Eschatologie; 3. Frömmigkeitstypen der Ostkirche; 4. Das rätselhafte Wesen des Menschen nach Dostojewskij.

Der fünfte Aufsatz, Was kann die lutherische Kirche von der Ostkirche lernen?, ist der umfangreichste (40 Seiten) und zugleich der theologischste. Dabei geht es dem V. nicht um eine Beurteilung der Ostkirche, sondern um die Frage: „Wie steht diese Kirche zur Wahrheit in Christus und zu ihrer Verwirklichung im menschlichen Leben?“ (S. 111). Die Darstellung weist darauf hin, daß die innige dynamische Durchdringung der Kreatur durch die Gnade, die von der orthodoxen Theologie sogar Vergottung (besser wohl: Vergöttlichung) genannt wird (S. 92), der reformatorischen Theologie, besonders der calvinistischen Provenienz, äußerst fremd ist. Die Kategorien einer bloß forensischen Rechtfertigung versagen vor der Wirklichkeit, mit der nach orthodoxem Verständnis die Gnade den kreatürlichen Bereich durchdringt. Reformatorische Theologie muß wohl auf Grund ihrer Voraussetzungen auf die orthodoxe Sicht von Natur und Gnade ähnlich reagieren wie ein evangelischer Pastor, der — bei der Darstellung markanter Frömmigkeitstypen der Ostkirche durch den V. — ausrief: „Gott sei Dank, daß wir kein Verständnis dafür haben.“ (S. 71)

Die Vergleiche zwischen orthodoxer und katholischer Theologie in diesem Aufsatz müssen dem engen Rahmen entsprechend sehr pauschal ausfallen. Sicher fühlt sich katholische Theologie mißverstanden, wenn zur Lehre der *Conceptio immaculata* bemerkt wird, daß sie „die ganze Soteriologie zerstört“ (S. 101). Das Ernstnehmen des Begriffes der Vorerlösung, den katholische

Theologie im Hinblick auf die unbefleckte Empfangene verwendet, könnte so manches Mißverständnis beseitigen.

Der Gefahr kürzerer Abhandlungen, eine besonders markante Lehrmeinung eines einzelnen Theologen als charakteristisch für die ganze Kirche auszugeben, ist der V. in einigen Punkten erlegen. So dient ihm als Kronzeuge für die orthodoxe Lehre von der Kirche Professor Florenskij, von dessen Werk: „Säule und Grundfeste der Wahrheit“ Professor Popow von der Geistlichen Moskauer Akademie einst sagte: „Es ist eine originelle theologische Dichtung, aber kein theologisch-wissenschaftliches Werk“. Florenskijs Behauptung, es dürfe in der orthodoxen Kirche keine äußere Autorität der dogmatischen Unfehlbarkeit geben, erscheint im vorliegenden Aufsatz als allgemein orthodoxe Lehre (S. 108–109), während sie von anderen orthodoxen Theologen, so z. B. von Prof. Winogradow, als bedenkliche halbprotestantische Anschauung (In orthodoxer Schau, München, 1958, S. 20) gekennzeichnet wird.

Sehr aufschlußreich, und weiten Kreisen wohl unbekannt, ist die Geschichte des Luthertums in Rußland, die uns der Verfasser in den letzten drei Aufsätzen bietet: 6. Luthertum und orthodoxe Kirche; 7. Versunkenes Luthertum im Osten; 8. Traugott Hahn d. J. Das Martyrium des Luthertums in Rußland, stellvertretend für viele das von Traugott Hahn d. J., zeigt uns, wie bitter recht der V. hat, wenn er sagt: „Es liegt nicht am Bolschewismus, wenn man seine Unversöhnlichkeit jeder Religion gegenüber oft nicht ernst genommen hat“ (S. 22). Der Bericht macht aber auch klar, welch starke Impulse die gemeinsam erlittene Verfolgung dem Bemühen um jene „jahrtausendealte Solidarität“ aller Christen verleiht.

Trotz der oben aufgezeigten Mängel kann vorliegende Aufsatzsammlung allen am christlichen Osten interessierten Menschen empfohlen werden.

Ad. Hampel

Robert A. Kann, **Kanzel und Katheder. Studien zur österreichischen Geistesgeschichte vom Spätbarock zur Frühromantik.** Verlag Herder, Wien 1962, 364 Seiten, DM 27,—.

Im Titel der 1960 erschienenen amerikanischen Originalausgabe fehlt der bei der deutschen Übersetzung vorhandene Hinweis auf die beiden Brennpunkte der Untersuchung: den Barockprediger Abraham a Sancta Clara („Kanzel“) und den Aufklärer Joseph von Sonnenfels („Katheder“). Der Platz, den diese beiden biographischen Kernstücke einnehmen, bildet in der Tat fast die Hälfte des Buches, so daß die übrigen Teile als Einführung, Verbindung und Ausklang angesehen werden könnten. Dem aber liegt Methode zugrunde: eine Verbindung von biographischer und gesellschaftlicher Betrachtungsweise. Die beiden Vertreter werden weniger wegen ihrer eigenen

Bedeutung, sondern wegen der „typenprägenden Kraft ihrer Ideen“ ausgewählt. Zugleich wird gezeigt, wie Zeitgeist sich in einem Temperament bricht. K.s Methode gibt dem oft schwierigen Bogen der geistesgeschichtlichen Gedankenführung die breiten Stützen der Anschauung.

Über die Erkenntnisse des Epocheninhaltes hinaus will der — aus Österreich stammende — Autor „Überlieferung“ und „Erneuerung“ (oder Beharrung und Bewegung) als typische Elemente in der geistigen Entwicklung Österreichs erfassen und deren zyklische Wiederkehr aufzeigen. Der „Zyklus“ scheint ihm geradezu das Hauptanliegen zu sein. Die sich damit ergebenden theoretischen Erörterungen nehmen jedenfalls einen verhältnismäßig breiten Raum ein.

Umfassend wird jeweils das geschichtliche Terrain bereitet. Politik, Verwaltung, Wirtschaft, Finanzwesen, Religion, Literatur und Kunst kommen hierbei zur Sprache. Die Feststellung wird getroffen, daß das hochbarocke Österreich Leopolds I. (1657–1705) widerspruchsvoll, krisenhaft, im Übergang begriffen war; daß es außerhalb der Welt der neuen philosophischen und naturwissenschaftlichen Umwälzungen Westeuropas lag, diesem gegenüber also rückständig war. Doch wurde die Barockkunst Österreichs — diese großartige Leistung — durch solche Schranken nicht beeinträchtigt, wenn auch anderseits diese Kunst nicht mehr, wie ehemals die Gotik, ein Abbild des gesamten Volkskörpers ist.

Die geistigen Portraits Abraham a Sancta Claras und Joseph von Sonnenfels' werden von K. un-nach-sichtig auf ihr eigenes Maß zurückgeführt. Von Zeitgenossen und Nachwelt gezollte Bewunderung und geäußelter Tadel werden im Sinne einer „Geschichte eines Ruhmes“ gewertet und so relativiert. Den Freund österreichischer Barockkultur wird das Bloßlegen der zeitbedingten geistigen Struktur Abrahams mancher Illusion berauben. Als Schlüssel zum Verständnis des Hofpredigers (1644–1709) und seiner einmaligen Wirkung erscheint dessen Subjektivität. Der Herrschaft des Irrationalen entrichtet er kräftig seinen Tribut. Von Mißverständnissen christlicher Lehre und Ethik ist er nicht frei (Antisemitismus!). Unter der Narrenkappe (und Sprachgewalt) kündigt hier ein Prediger die strenge (augustinische) Lehre vom unerbittlich eifernden Gott und von der Hinfälligkeit des Menschen.

Die anregendsten, aber auch methodisch schwierigsten Erörterungen bilden die Teile, in denen der historischen Wirkung der beiden Persönlichkeiten nachgegangen wird. So sieht der Autor eine auffallend „große Ähnlichkeit zwischen der gesellschaftlichen Denkungsart des aufsteigenden städtischen Mittelstandes und den Vorstellungen Abrahams“ und er verweist auf Abraham ähnliche Züge bei Vertretern der Wiener christlich-sozialen Bewegung (Lueger u. a.) am Ende des 19. Jahrhunderts. K. ist gewissenhaft genug, um hier die

Möglichkeit von Vorbild oder Parallelität zu erörtern.

Die maria-theresianische Reform (1740–80) kennzeichnet K. als „pragmatischen Fortschritt“: es war hier nicht primär die Aufklärungsphilosophie, welche die Reformen hervorbrachte, sondern Zeitnotwendigkeit und humanitäre Gesinnung. Anders die josephinische Ära, die als „systematische Pflege der Aufklärung“ überschrieben ist. Während Joseph II. Reformwerk zum großen Teil bereits unter Maria Theresia in die Wege geleitet war, liegt die Bedeutung seiner Regierungszeit mehr darin, daß durch die theoretische Aufklärung ein tiefgreifender Wandel in die geistige Überlieferung Österreichs gebracht wurde.

Joseph von Sonnenfels (1732–1817), Sohn eines aus Deutschland eingewanderten jüdischen Konvertiten, war einer der erfolgreichsten Vorkämpfer aufgeklärter Gesinnung im Staatsdenken, Rechtsleben (gegen die Folter!), Erziehung, deutsche Sprachpflege, Literatur, Theater (gegen den Hanswurst) und damit des Anschlusses Österreichs an die Entwicklung im Westen und Norden. Er war Österreichs erster Journalist. Wieder interessierten hier sein Bild in der Geschichte, die Reaktionsweisen der geistig-gesellschaftlichen Kräfte des 19. Jahrhunderts. So wollte der Liberalismus in Sonnenfels seinen Ahnherrn erkennen, was sich jedoch in manchen Bezügen nicht rechtfertigen läßt. Konservative wiederum — christliche wie nationale — lassen sich zu emotionsbedingter Ablehnung herausfordern. (Emotion war die Hauptkraft in Abrahams Wirken!).

Unter dem Bilde des nach der anderen Seite ausschwingenden Pendels wird die Zeit Franz I. (1792–1835) und Metternichs, des Konservatismus und der Romantik, dargestellt. Selten ist mit solcher Klarheit die Kompliziertheit des Tatbestandes der Restauration aufgedeckt worden. Man wird künftig an den hier vorgenommenen Unterscheidungen nicht mehr vorbeigehen können. Wir vermerken hier nur den Gegensatz zwischen dem Bewegungsprinzip, wie es auch in der romantisch religiösen Erneuerung Clemens M. Hofbauers und seines Kreises auftrat, und dem staatspolitischen Gleichgewichtskonzept der Metternich-Ära.

Am Ende der Untersuchungen erörtert K. nochmals das Wesen der zyklischen Entwicklung. Er stellt zunächst fest, daß es sowohl konservativem Denken als auch dem josephinischen Absolutismus zuzuschreiben ist, daß es in Österreich nicht zu einem jakobinischen Umsturz kam. Jeweils stand dem Konservatismus mehr Zeit zur Verfügung als den Bewegungskräften. Mit einem Ausblick auf einen immerwährenden Wechsel der Geistesrichtungen — wenn der freie Gegensatz nicht unterdrückt wird — schließt der Autor seine Untersuchungen, deren theoret. Reichtum unmöglich in einer Besprechung wiedergegeben werden kann. Der Standort des Verfassers ist ein Liberalis-

mus von nobler Verstehensbereitschaft für das Ringen von „Überlieferung“ und „Erneuerung“. A. H.

Harald Bachmann, **Adolf Bachmann**. Ein österreichischer Historiker und Politiker. Verlag Robert Lerche, München, 1962. 143 Seiten, broschiert.

Wenn unter normalen Umständen der Enkel die Biographie des Großvaters schreibt, mit dem ihn nicht nur die Bande der Pietät, sondern auch der gleichen Fachrichtung der Historie verbinden, dann schöpft er gewöhnlich aus dem reichen Fundus familiärer mündlicher und vor allem schriftlicher Überlieferung, um das Bild früher Kindheitserinnerung neu zu gestalten. Beides war dem Autor nicht vergönnt: der Großvater Bachmann starb an der Schwelle des Ersten Weltkrieges, der Zweite und seine Folgen vertrieben die Nachkommen und vernichteten Familienarchiv und persönliche Erinnerungsstücke. Daß es dem Enkel trotzdem gelang, aus den notwendigerweise mehr amtlichen Beständen staatlicher Archive, vor allem in der alten Reichshauptstadt Wien, Materialien und Farben zum Bilde des längst vor seiner Geburt verstorbenen Großvaters zu sammeln, verdient als eindrucksvolle Leistung gewürdigt zu werden. Der Lebensweg des Lehrerssohnes aus bauerlichem Geschlecht bildet dabei streckenweise mehr die Vordergrundhandlung für ein breit angelegtes Gemälde der nationalen, sozialen, politischen und akademischen Verhältnisse in Böhmen und vor allem in Prag vor hundert Jahren bis zum Ausbruch des Ersten Weltkrieges. Wenn dabei dieser Hintergrund mit wissenschaftlicher Akribie und viel Fingerspitzengefühl in seiner bunten Verschlungenheit mit dem Schicksal des Egerländer Lehrerssohns, Studenten, Gymnasialprofessors und endlich Hochschullehrers zu einer echten persona dramatis gestaltet wird, dann wird man für diese moderne Art biographischer Geschichtsschreibung besonders dankbar sein dürfen, weil es sich um eine versunkene und darum nicht weniger problematische Welt handelt. Gut gelungene Charakterbilder Constantins von Höfler und seiner Schüler, der Tomek-Schüler wie Josef Kalousek, der mit seinem Werk „České státní právo“ die wissenschaftliche Begründung des umstrittenen böhmischen Staatsrechtes brachte, eine sehr eingehende Schilderung der Intrigen an der noch ungeteilten Alma mater Carolina-Ferdinanda, das alles sind mehr als „Nebenprodukte“ einer wissenschaftlich sauber gearbeiteten Biographie: sie sind wertvolles Anschauungsmaterial, Schätze aus der Tiefe geschichtlichen Bewußtseins, die vielleicht nur deshalb gehoben werden konnten, weil der Verlust bequemerer Materialien zu tieferer Bohrung zwang. Wieder erleben wir das Ausgleiten der Deutschen in die Defensivstellung, hier besonders deutlich gemacht durch die Umstände um die Teilung der Prager Universität in eine tschechische und eine deutsche. —

Der Bedeutung Bachmanns als Historiker, der mit unendlichem Fleiß Archivschatze hebt und auf vielen Gebieten der komplexen böhmischen Landesgeschichte, vor allem mit seinen Arbeiten um Friedrich III. und Georg von Podiebrad weit über Palacký hinaus gelangt, entspricht nicht ganz seine von politischen Tendenzen nicht freie „Geschichte Böhmens“ und ganz bestimmt nicht seine Tätigkeit als national-liberaler Politiker. Hier hätte der Autor nicht so sehr der Pietät folgen, sondern aus heutiger Sicht kritischer Stellung beziehen sollen.

R. Mattausch

Acta Baltica II (1962) — Liber Annalis Instituti Baltici. Herausgegeben vom Institutum Balticum, Königstein im Taunus, 1962, 261 Seiten, broschiert DM 15,—.

Hatte sich der Band I der Acta Baltica (vgl. S. 88/IX) vorwiegend mit der kirchenpolitischen Situation im Baltikum, der Kirchenverfolgung und der existentiellen Lage unter der Sowjetherrschaft beschäftigt, so ist der Band II dem wirtschaftlichen und sozialen Umwandlungsprozeß gewidmet, dem die baltischen Länder unter Sichel und Hammer unterworfen sind. Gottlieb Ney gibt einen sehr instruktiven Überblick über „Administrative Gliederung und Verwaltungsorgane der sowjetisierten baltischen Staaten“, während sich Johannes Klement mit der Rechtsordnung in Sowjetland beschäftigt. Die Landwirtschaft, seit Jahrhunderten das hervorstechendste Merkmal der baltischen Völker, wird in den Folgen ihrer Umgestaltung durch die Zwangskollektivierung in zwei selbständigen Aufsätzen untersucht: für Sowjetlettland von Andrius Namsons und für Sowjetlitauen von Pranas Zunde. Während sich der Artikel von Aleksander Kütt mit der Wirtschaft Sowjetlands in großer Überschau beschäftigt, bietet Gottlieb Ney ein eindrucksvolles Gesamtbild von den Auswirkungen der sozialistischen Industrialisierung im Gesamttraum des sowjetisierten Baltikum, das noch ergänzt wird durch Einzeluntersuchungen von Janis Bokalders und Walter C. Banaitis über den Prozeß der Industrialisierung in Lettland und Litauen. — Die Acta Baltica sind in kurzer Zeit zu einem lebendigen Spiegel geworden, in dem die Probleme eines Raumes und seiner Völker aufleuchten, einer allzu unwissenden westlichen Welt zur Mahnung und Warnung. Der bereits angekündigte 3. Band wird sich mit der geistigen Welt der drei baltischen Völker beschäftigen, die immer Bestandteil des Abendlandes gewesen und heute in ihrem Wesen bedroht sind. Die Jahrbücher des Baltischen Instituts in Königstein verdienen weiteste Verbreitung.

R. Mattausch

A. Messineo S.J., **Il Problema delle Minoranze Nazionali**, Verlag La Civiltà Cattolica, Rom 1946, 264 Seiten.

Obwohl dieses Buch vor nunmehr rund 17

Jahren schon erschienen ist, kommt ihm heute unverändert höchste Aktualität zu. Zwar hat der Autor damals manche Hoffnungen in die künftigen Arbeiten der organisierten Völkergemeinschaft (UNO) gesetzt, die inzwischen nicht erfüllt worden sind.

So hat die Subkommission der Menschenrechtskommission des Wirtschafts- und Sozialrates der Vereinten Nationen bis in die jüngste Zeit hinein es sogar abgelehnt, sich überhaupt auch nur mit der Frage eines internationalen Schutzes ethnischer Gruppen (nationale Minderheiten) zu befassen, obwohl ursprünglich bemerkenswerte Ansätze dazu vorhanden gewesen waren. („Activities of the United Nations relating to the protection of minorities“ Doc E. / CN. 4 / Sub. 2 / 194 vom 6. 11. 1958.)

Was den Wert dieses vom katholischen Naturrecht inspirierten Buches ausmacht, ist die ganzheitliche Sicht der Begriffe Volk, Volkstum, nationale Minderheit und Staat. Messineo stützt sich dabei in weitem Umfang auf Enzykliken der Päpste, insbesondere des Papstes Pius XII. (z. B. „Summi Pontificatus“); er konnte damals noch nicht ahnen, daß auch Johannes XXIII. in gleicher Weise diese Gedanken fortentwickeln und in seiner letzten Enzyklika „Pacem in Terris“ für den Schutz der nationalen Minderheiten bei gleichzeitiger Wahrung der Interessen des Staates eintreten würde. Es sei freilich nicht übersehen, daß wirklich ganz befriedigende Formulierungen weder in den früheren Enzykliken noch auch in „Pacem in Terris“ gefunden wurden, da insbesondere der Gruppencharakter der nationalen Minderheit darin nicht hervorgehoben wird, wie dies naturrechtlich-ganzheitlichem Denken entspräche. Dafür beschreitet aber gerade Messineo konsequent diesen Weg. Er verlangt rechtspolitisch gesehen, daß sogar im Völkerrecht die nationalen Minderheiten rechtspersönlich zu organisieren seien („... riconoscendo alla minoranza una personalità giuridica col potere di difendersi con i propri mezzi dinanzi ad un organo giuridico supranazionale...“).

Messineo geht mit diesen Forderungen mit Bestrebungen konform, die nach dem Ersten Weltkrieg vor allem in Ostmitteleuropa in Erscheinung getreten waren, jedoch durch das von ihm mit Recht als atomistisch (Seite 173) kritisierte System des Minderheitenschutzes des Völkerbundes zu nichte gemacht worden. Er konnte damals noch nicht die neueste Literatur gerade zu diesem Themenkreis kennen, obwohl sie schon durch ein grundlegendes Buch von Robinson während des Zweiten Weltkrieges vorbereitet war. („Were the Minority treaties a failure?“) Inzwischen sind die UNO-Dokumente E/CN. 4/52 Suppl. 11 vom 6. 11. 1947 und E/CN. 4/367 vom 7. 4. 1950 erschienen, die wohl einen rechts-theoretischen Schluß-Strich in einem für die Völkerbund-Ära äußerst negativen Sinne mit umfassender Dokumentation gezogen haben.

Messineo behandelt das Problem der nationalen Minderheiten unter allen wesentlichen Gesichtspunkten, darunter auch unter jenen des innerstaatlichen Verfassungsrechts, wobei er, allerdings wohl etwas allzu abgeschwächt, den nationalen Minderheiten als rechtspersönlichen Gruppen Autonomie zuspricht, jedoch grundsätzlich keine volle Selbstverwaltung, sondern Kulturautonomie. Er leitet dies logisch vom naturrechtlichen Wesen der Völker als ethnischer Gemeinschaften ab. Dieses Wesen erblickt er vor allem in der Sprache, in den Gebräuchen und in dem Recht auf die eigene Schule und auf die Mittel zur Erhaltung dessen, was man vielfach gerne den *way of life* nennt.

Wenig später nach dem Erscheinen des vorliegenden Buches ist dies ja auch im Gruber-De Casperi-Abkommen von Italien der südtiroler Volksgruppe zuerkannt worden. (Daß Italien dieses Abkommen bis heute nicht oder nur unzureichend erfüllt hat, steht auf einem anderen Blatt und hat mit einer theoretischen Untersuchung nichts zu tun.) Es liegt auf der Hand, daß bei solcher Betrachtungsweise der Nation und der nationalen Minderheit Messineo den Nationalstaats-Gedanken, wie ihn z. B. Mazzini entwickelte, und wie er mit zum Zweiten Weltkrieg führte, von Grund auf ablehnt. Er weist also dem Staat seine wohlverstandene Ordnungsaufgabe zu, ohne Staat und Volk (Nation) zu identifizieren. Er läßt auch zum Begriff der Nation im ethnischen Sinne die geistige Komponente

nicht unbeachtet, ohne im Volk das natürliche Element zu übersehen.

Das Buch Messineos, der übrigens sowohl vor wie nachher weitere grundlegende Arbeiten zum Recht der nationalen Minderheiten und zur Volkswissenschaft geschrieben hat, kann als das Musterbeispiel eines Werkes gelten, das — wenn die Politiker darauf hören wollten — das Zusammenleben der Völker fördern und eine harmonische Ordnung in ethnischen Grenzräumen herbeiführen könnte. Besonders bemerkenswert ist dabei, daß dieses Werk von einem romanischen Autor stammt, denn zumindest 1946 herrschte im romanischen Bereich der Nationalstaats-Gedanke noch unangefochten. In Italien hat sich bis heute daran noch nicht viel geändert, während für den französischen Volksbereich sich eine grundlegende Wandlung mit der Durchsetzung des Begriffes der *ethnie française* anzubahnen beginnt.

Der Verfasser ist offensichtlich mit der einschlägigen minderheitenrechtlichen Literatur, auch der älteren, wohlvertraut, soweit es sich um Literatur in italienischer, englischer oder französischer Sprache handelt. Hingegen fehlt leider jeder Hinweis auf die deutschsprachige Literatur, was deshalb bedauert werden muß, da doch zur Frage des Wesens und der Rechtsansprüche nationaler Minderheiten ohne die deutschsprachige Literatur kaum eine umfassende Darstellung gegeben werden kann. Das Verdienst des Verfassers bleibt nichtsdestoweniger bestehen. *Theodor Veiter*